



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1908

9 (1908)

mikado-Bibliothek Aachen



8068 0024

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirchlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:
Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

26. Jahrgang.
Nr. 9

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mr. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Überzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohltätern wird
das Vergißmeinnicht
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Gunsten der armen
Neger in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Postanweisung.



Ein heidnisches Kaffernmädchen mit interessanter Haarfrisur.

Köln a. Rh.
September 1908.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

für alle Abonnenten und Förderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Das letzte Sakrament.

(Von Friedrich Marx.)

Die Mutter stirbt; — der Abend schaut herein,
Und goldne Lichter spielen um den Schrein,
Als sei der Engel nahe, der den Gram
Aus ihren Zügen still zu löschen kam.

Den Gram? O nein! Sie lächelt sanft beglückt,
Als hätte man zur Feier sie geschmückt.
Der Priester mit dem Sakrament — um ihn
Des Hauses Kinder alle auf den Knieien.

Es ist der Sohn, an dem ihr Auge hängt,
Aus dessen Hand die Hostie sie empfängt.
„Er ist so gut, so kindlich fromm und rein,
Herr, deiner Huld laß ihn besohlen sein!“

Was nur dem Mutterherzen Glück gewährt,
Das hat sich dir zum Heiligsten verklärt,
Es leitet dich durch aller Sel'gen Chor
Die Kindeslieb' zu Gottes Thron empor! —

Dem Jüngling rollt die Träne aus dem Aug',
Doch treu und fest übt er der Kirche Brauch
Und salbt mit heil'gem Öl der Mutter Mund,
Der ihn gefüßt seit seiner ersten Stund'.

Die Hände, die ihn liebend zart gepflegt,
Zu weichem Schlummer sorgsam hingelegt,
Die Augen, die zeitlebens ihn bewacht,
Und die er schlafen soll zu ew'ger Nacht. —

Gebet und Schluchzen rings im Schwesternkreis,
Ein Engel wandelt durch das Zimmer leis,
Mit deines Sohnes Antlitz fromm und mild
Der Bote ist es aus dem Lichtgefild!

Bitte um Glocken.

Schon wiederholt haben wir an die geehrten Leser des Vergißmeinnicht die Bitte um Glocken gestellt, und — zur Ehre der hochherzigen Spender sei's gesagt — nie vergebens. Doch während wir früher meistens bloß um ein bescheidenes „Glocklein“ batzen, das auf irgendeiner abgelegenen Station oder Ratschesenstelle Dienste leisten sollte, wagen wir es diesmal, die Bitte zu stellen um ein schönes, würdiges Geläute für die neue St. Josephskirche in Mariannhill.

Die Kirche, mitten zwischen dem Kloster und dem Schwesternkonvent auf einem weithin sichtbaren Hügel gelegen, ist in erster Linie für den Gottesdienst unserer Schwarzen Neubefehlten bestimmt und soll fortan den Mittelpunkt und die Hauptanziehungskraft für die hiesige, weit ausgedehnte Missionsgemeinde bilden. Damit der schöne, von unsren Brüdern und einigen Kassernjungen aufgeführte Bau seinem erhabenen Zweck ganz und voll entspreche, dürfen aber die beiden Türme nicht stumm und tot dastehen, sondern sollen durch Glocken eine Stimme bekommen, die ständig weit ins Land hinein ihr mächtiges „Sursum corda“ erklingen lassen.

Falls die Mittel es erlauben, werden wir drei Glocken aufhängen, im einen Turm eine große, schwere Marienglocke, im andern eine mittlere und eine kleine zu Ehren der hl. Mutter Anna und des hl. Joachim. Diese drei Glocken ließen sich zu einer herrlichen Harmonie abstimmen, und bei der prächtigen Lage der neuen Kirche würde ein voller mächtiger Dreiflang stundenweit zu hören sein.

Jetzt schon denke ich mit Entzücken an die unvergleichliche Wirkung, welche so ein Geläute in der ganzen weiten Umgebung bei Katholiken, Protestanten und Heiden hervorbringen wird. Denn in hiesiger Gegend kennt man so etwas noch gar nicht. Mariannhill selbst hat nur zwei bescheidene Glocken, unsere Stationen Reichenau und Lourdes aber, die ein größeres Geläute aufweisen, sind gegen 100 englische Meilen von

der Küste entfernt. Nun verleiht aber eine große, volltonende Glocke, und noch mehr ein ganzes harmonisches Geläute nicht nur der einzelnen Gemeinde, sonderr der ganzen weiten Umgegend ein ganz eigenständliches, spezifisch christliches Gepräge. Dem schönsten Fest fehlt etwas, wenn die Glocken schweigen, und umgekehrt, wie erhabend ist es, wenn jeden Samstag mit Beginn der Vesper die Glocken den Tag des Herrn einsläuten, wenn sie am Sonntage selbst die ganze Gemeinde zum Gottesdienste rufen, wenn sie das ganze Jahr hindurch bei allen wichtigeren Anlässen, seien sie nun ernster oder freudiger Art, gleichfalls ihre Stimme geben und Herz und Gemüt zu Gott erheben!

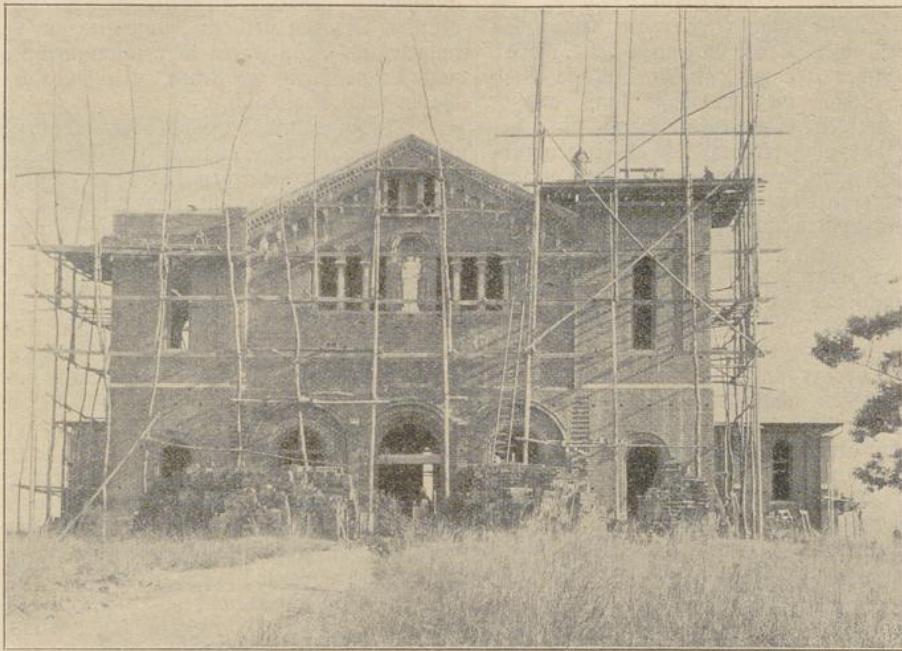
Wer von unseren geehrten Lesern will nun ein Scherlein zur Verwirklichung dieses schönen Planes beitragen und mitwirken, hier im Süden Afrikas ein Werk zu schaffen, das Jahrhunderte überdauern soll und ungeahnte Scharen weißer und farbiger Christen dem Reiche Gottes zuführen soll?

Für jede, auch die kleinste Gabe zum voraus ein herzliches „Vergelt's Gott!“

Große Regentage.

Mariannhill. — Seit Weihnachten hatten wir heuer nur wenig Regen gehabt. Einzelne Distrakte litten daran solchen Mangel, daß der Mais, der anfangs so üppig und hoffnungsvoll emporgesproßt war, zusey vollständig verdorrte. Der Monat April war schon zur Hälfte vorbei, und nicht ohne Bangen sahen wir dem Winter entgegen, der hier anfangs Mai beginnt, bis Mitte August dauert und in der Regel vollständig regenlos ist. Wenn jetzt schon manche Quellen versiegten und große Weideplätze verdornten, wie mußte es dann nach 4—5 Monaten aussehen?, denn vorher hatten wir auf keinen ergiebigen Regen mehr zu hoffen.

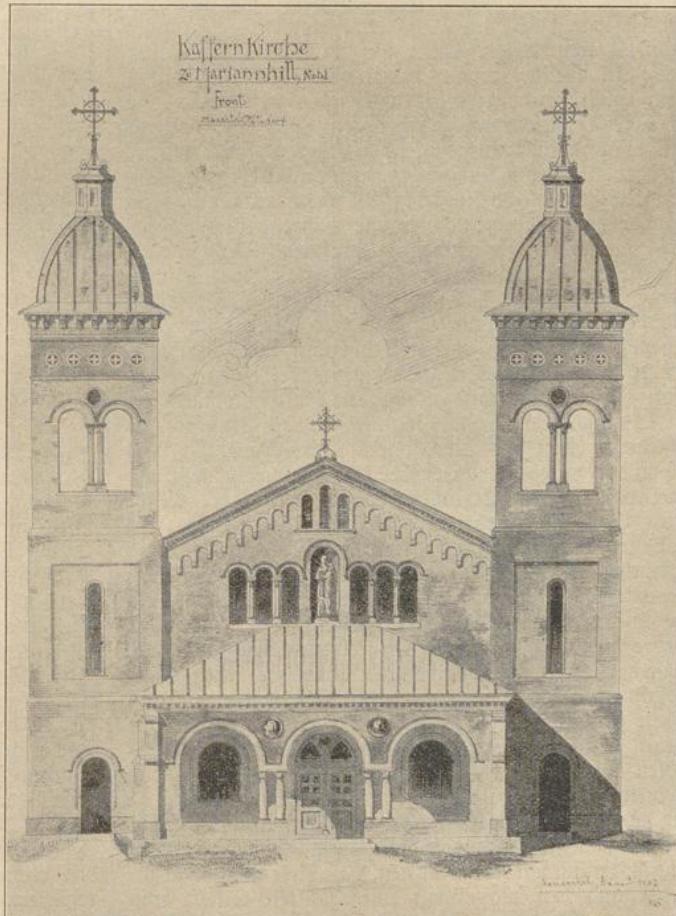
Kurz, alles wartete auf Regen, — und er kam und zwar stärker als uns erwünscht war. Schon am Gründonnerstag fielen einzelne Regenschauer; es regnete den ganzen Karfreitag, so daß manchem Trappisten



Die St. Josefs-Kirche in Mariannhill im Bau.
Nach ihrer Vollendung wird sie Raum bieten für 2000 christliche Käffern. Die
Kirche wird ausschließlich von den Kroppen-Büdern erbaut mit Hilfe der
christlichen Käffern.

das für diesen Tag von 4 Uhr morgens bis 12 Uhr mittags vorgeschriebene Barfußgehen auf dem feuchten Steinpflaster ein ziemliches Opfer war; am Karfreitag regnete es in Strömen, zumal während der Nacht, und das Unwetter dauerte fort bis zum Ostermorgen, wo sich endlich der Himmel wieder ein wenig aufhellte. Im Ganzen hatten wir während dieser drei Tage einen Regenfall von 15–18 Zoll, also teilweise noch mehr, als während der Schreckenstage, die wir vor drei Jahren kurz vor Christi-Himmelfahrt erlebten, wie auch tatsächlich der Wasserstand des Umhlatuzan, Umbilo und Umgeni noch um einige Zoll höher war als damals. Nur im Jahre 1854 soll Mitte April noch eine größere Sündflut niedergegangen sein.

Immerhin waren diese Regengüsse in ihren Folgen nicht so schlimm, wie das Unwetter im Mai 1905. Damals tobte nämlich ein furchtbarer Sturm, der viele Dächer abhob und den Regen durch alle Fugen peitschte, sodass die Ziegelmauern und noch mehr die Wände der bloßen Lehmhütten ganz durchweicht wurden und teilweise einzürzten, was diesmal nicht der Fall war, da der Regen ziemlich ruhig fiel. Nur in der Nacht vom Karfreitag auf den Ostermontag kamen die endlosen Regengüsse in solchen Massen daher, daß kein Blechdach mehr genügend schützte, viele Wände durchweicht, und von den Bäumen zahllose Blätter, Nadeln und Früchte abgeschlagen wurden, als wäre ein furchtbares Hagelwetter über die Landschaft dahingegangen. Ferner sahen wir diesmal noch im Herbst, die Temperatur war allerdings niedrig, doch keineswegs kalt; damals aber



Die St. Josefs-Kirche in Mariannhill nach der Vollendung.

kamen die Schreckenstage mitten im Winter — was allerdings an sich schon etwas ganz Abnormes war — und in den nördlicheren Gegenden fiel Schnee und zwar in solcher Menge, daß eine Masse Vieh erfror und die Schafe mehrere Tage lang ausgegraben werden mußten. Damit soll jedoch nicht geleugnet werden, daß auch diesmal der allseitig verursachte Schaden ein ganz bedeutender war, und unsere Brüder werden speziell mit der Reparatur unserer Straßen, Brücken, Tristen und Dämme mehrere Wochen zu tun haben.

Fürwahr, das war heuer kein schöner Osterntag, als uns die Glocke um $\frac{1}{2}$ Uhr morgens zum Offizium rief. Schon seit drei Tagen dauerte das Unwetter fort und hatte jetzt gerade seinen Höhepunkt erreicht. Da und dort standen in den Schlafzälen förmliche Wassersäulen, ähnlich sah es in den Waschräumen und in den Kreuzgängen aus, und das Geprassel, mit dem der sündflutartige Regen auf die vielen Blechdächer auffschlug, war zeitweilig so groß, daß wir im Chor kaum mehr die Stimmen der anderen Seite hörten.

Es kam die Zeit zur Hochmesse, doch es war niemand da, als wir Trappisten, die Schwestern und unsere Schul Kinder. Wohl hatte der Regen inzwischen nachgelassen und gegen Mittag sah man zum erstenmale wieder ein Stück vom blauen Himmel, doch alle Bäche und Flüsse waren so hoch ange schwollen, daß an ein Durchkommen, selbst zu Pferd, gar nicht zu denken war. Erst im Laufe des Nachmittags konnte man letzteres wagen. Einer unserer Missionäre wollte nach St. Wendel reiten, damit die zahlreichen, rechts vom Umhlatuzan wohnenden Christen wenigstens eine hl. Messe hätten am hochheiligen Osterfeste, doch er mußte auf halbem Wege wieder umkehren. Zwei unserer Brüder waren am Karfreitag in der Mühle geblieben, konnten jedoch am nächsten Morgen unmöglich ins Kloster heraufkommen, sodass sie während beider Festtage die hl. Messe entbehren mußten.

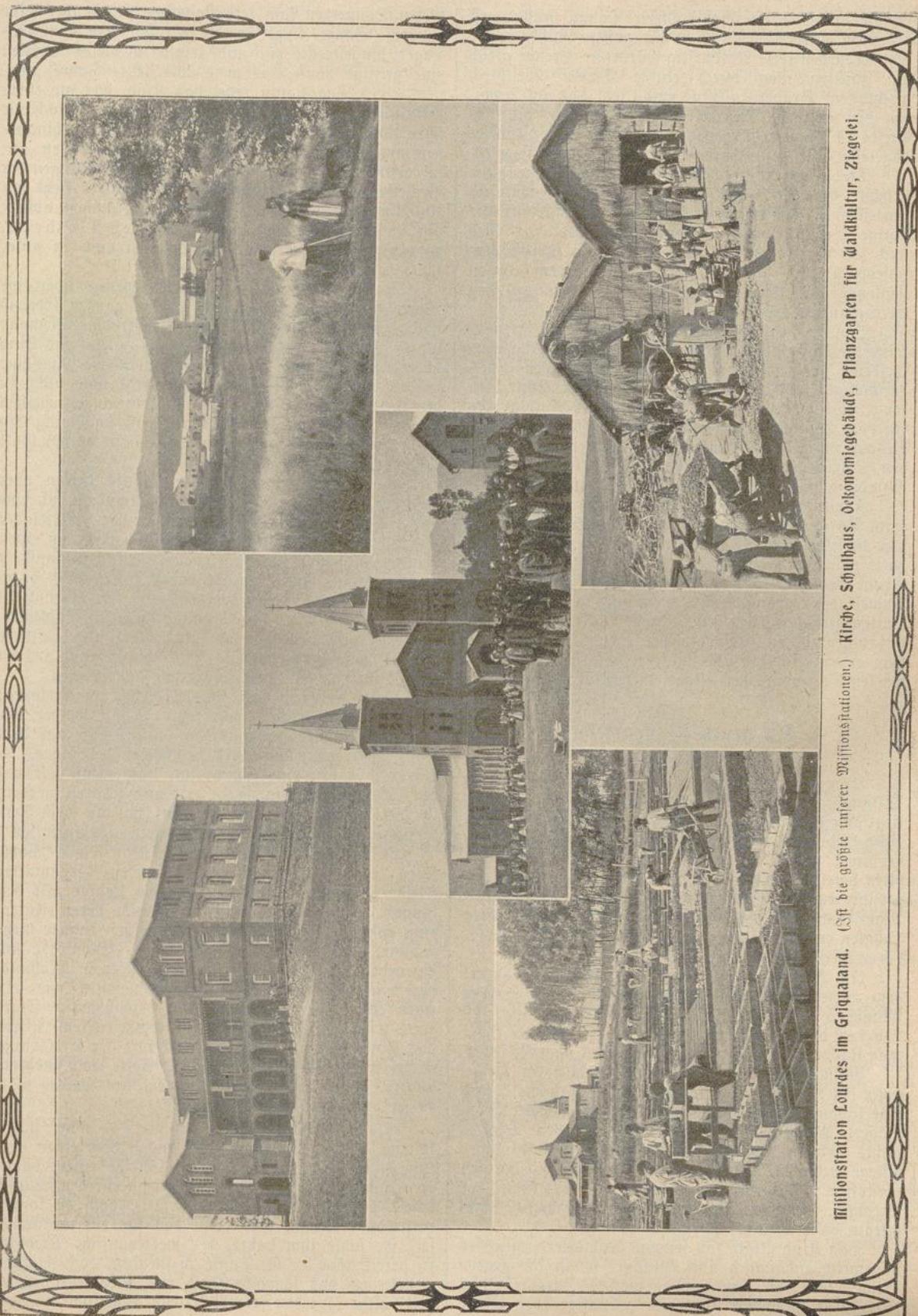
Bruder Tiburtius, der Feldschaffner, wollte nach dem Vieh sehen, das seit Ausbruch der Seckenepe etwa eine halbe Stunde vom Kloster entfernt in einem eigenen, nur durch einen Drahtzaun abgeschlossenen Gehege im Freien weilt. Er hatte dabei einen Nebenfluss des Umhlatuzan zu passieren, allein der Regen hatte soviel Sand und Schmutz in das Fließbett geschwemmt, daß das Pferd darin stecken blieb. Er stieg ab und konnte sich, da er bei jedem Schritt mehr als Schuhlief in den Schlamm einsank, nur mit Mühe ans Ufer zurückarbeiten, während das Pferd jetzt vollends durchschwamm. Im Laufe des Nachmittags versuchte er in Begleitung seines leiblichen Bruders, Bruder Servulus, an einer andern Stelle den Fluss zu passieren, was ihnen auch gelang. Sie fanden die Herde gottlob gefund und munter und begnügten sich, dieselbe an eine windfreie Stelle in der Nähe eines Bläckwattel-Wäldchens zu treiben. Bei diesem Anlaß sahen sie auch, daß das ganze Turbinen-Gebäude unter Wasser gesetzt war, sodass wir trotz all des vielen Regens noch Gefahr ließen, einige Tage ohne Trinkwasser zu sein. Desgleichen war die Ziegelei arg zugerichtet, und die Brüder werden ein gutes Stück Arbeit haben, die durch den Sand zugeschwemmten Abzugskanäle wieder zu öffnen, das viele Wasser abzuleiten und den massenhaft aufgehäuften Schutt und Sand zu entfernen. Die zum Trocknen aufgestellten Grünziegel waren zwar gegen die Wetterseite hin durch

Blechtafeln geschützt gewesen, hatten aber teilweise dennoch Schaden gelitten. Von den zur Beschwerung aufgelegten Grünziegeln war kaum mehr eine handvoll Lehm übrig geblieben, alles übrige hatte der Regen total abgewaschen.

Die folgenden Tage blieb das Wetter schön, und das Wasser in den einzelnen Fließbetten fiel fast ebenso schnell, als es gestiegen war, denn es sind fast durchgehends Küstenflüsse mit nur kurzem Lauf; dennoch aber hörten wir eine volle Woche hindurch, zumal zur Nachtszeit, die Wasser des Umhlatuzan, der doch über einen Kilometer vom Kloster entfernt ist, mächtig rauschen. Am Dienstag ging ich zur Mühle, kam aber auf dem ganzen Weg aus dem Staunen nicht heraus. Der Fahrweg, wie die einzelnen Fußpfade, waren vom Regen arg zerriissen, überall ließen Quellen und kleine Bäche, selbst an Stellen, die sonst jahraus, jahrein trocken liegen. In den Gärten und Feldern sah ich Rinnale, die förmlichen Fließbetten glichen, wie überhaupt hier in Natal, bei dem bergigen Terrain und dem weichen, sandigen Boden, Jahr für Jahr unglaublich viel Humus verloren geht. Zwecklos wird alles ins Tal heruntergeschwemmt, sodaß man wirklich Bedenken tragen muß, einen Busch auszuroden oder ein Grasland umzubrechen, zumal an abhängigen Stellen. Der ganze Weg war dicht bestreut von abgeschlagenen Blättern; hier lag ein Baum quer über die Straße herüber, und vor dem Gottesacker neigten sich die in einer Allee gepflanzten Cypressenbäume in einem Winkel von 45 Grad der Straße zu. Im Gottesacker selbst fand ich einzelne Gräber eingetunken und von den Grabsteinen hing der eine nach rechts, der andere nach links.

Von der Höhe des Schwesternkonventes aus sah man den Umhlatuzan, der in der Winterszeit zu einem harmlosen Bach zusammenschrumpft, als einen ganz respektablen Fluss unter mächtigem Rauschen über die zahllosen Felsen und Steinblöcke dem indischen Ozean zueilen. Rechts und links davon aber war ein breiter, grauer Streifen, der deutlich den Wasserstand der letzten Tage anzeigen, und das viele Gras re., das rechts und links vom Buschwerk oder an den Bäumen der Inseln hing, bekundete, daß der Fluss zur Zeit des höchsten Wasserstandes wohl 10—15 Fuß über die normale Höhe gestiegen war.

Die größte Überraschung jedoch wartete meiner an der Mühle selbst. Hier hatte schon P. Franz während der ersten Jahre seines Hierseins über die beiden Arme, in denen hier der Umhlatuzan fließt, einen Fahrweg mit den nötigen Durchlässen gebaut. Bei gewöhnlichem Wasserstand erprobte sich derselbe recht gut, bei Hochwasser dagegen ist er schon oft arg beschädigt worden. Diesmal war der über den ersten Arm führende Weg total weggeschwemmt, man sah nichts mehr davon, als einen kolossalen Trümmerhaufen von Felsen und Steinblöcken, die in wirrem Durcheinander in dem tief ausgehöhlten Fließbett lagen. Nicht gar so schlimm sah es beim zweiten Weg aus, doch die obere Hälfte war auch hier fort, und unsere Brüder durften ein paar Wochen Arbeit haben, bis sie diesen einen Schaden reparieren. Etwa 200 Schritte flussabwärts befindet sich ein 100 Fuß langer und 13 Fuß hoher, mit einer Schleuse versehener Steindamm, der für unsere Mühle den rechten Fluharm staut, bezw. dessen Wasserstand reguliert. Auch hier hatte der ungeheure Wasserdruck mehrere Steine abgehoben und eine 6—8 Schuh breite Bresche gebildet, durch die das Wasser mit schrecklichem



Missionsstation Loures im Griqualand. (Mit die größte unserer Missionsstationen.) Kirche, Schulhaus, Okonomiegebäude, Pflanzgarten für Waldkultur, Ziegelei.

Getöse in die Tiefe schoß. Dieser Damm muß zuerst repariert werden, falls nicht die ganze Mühle außer Betrieb stehen soll. Notdürftig wurde die Brücke gleich am zweiten Tag durch einige Tafeln Wellblech geschlossen. Bruder Calistus mahlt jetzt Tag und Nacht, um den nötigen Mehlvorrat zu bekommen, denn es dürfte 14 Tage in Anspruch nehmen, bis alles Wasser abgeleitet und der Damm vollständig ausgebessert ist.

Das eine Gute haben jedoch diese Regengüsse gehabt: das Land hat den ganzen Winter hindurch hinreichende Feuchtigkeit; damit ist zunächst für die nötige Weide gesorgt, — denn hier weidet das Vieh auch zur Winterszeit im Freien, — sowie für die verschiedenen Obst- und Gemüsegärten, die dem ganzen Küstengürtel entlang gerade um diese Zeit den reichsten Ertrag aufzuweisen pflegen.

Von unseren Stationen sind bis zur Stunde keine diesbezüglichen Nachrichten eingelaufen, dagegen meldeten die englischen Zeitungen verschiedene Erdrutschungen und Dammbrüche, zumal der Küste entlang; auch wurden an der Mündung des Umhlatuzan ein paar Küstuhütten weggeschwemmt, wobei leider auch diesmal einige Menschenleben zu beklagen waren. (In den Schreckenstagen des Jahres 1905 kamen an der Mündung des Umbilo gegen 150 Küli ums Leben).

Im benachbarten New-Germany ertrank ein Käffner beim Durchschreiten eines Flusses. Merkwürdigerweise war derselbe einst als Knabe scheintot gewesen. Schon hatte man ihn ins Grab gelegt, bevor man jedoch die Grube zufüllte, kam ein heftiges Gewitter, das alle Anwesenden zwang, sich schleunigt in die nächsten Hütten zurückzuziehen. Bei ihrer Rückkehr fanden sie den totgeglaubten Jungen wieder lebend! Diesmal aber war er wirklich tot und muß er mit seiner Urständ warten bis zum großen allgemeinen Auferstehungstage.

Ein neues Missionsfeld.

Bon Rev. P. Emmanuel, O. C. R.

Lourdes. — Gute sechs Reistunden von unserer Missionsstation Lourdes in Ost-Griqualand entfernt, liegt am Ibisfluß das weitausgedehnte Land des amar-Baca-Chief Lenzana. Die Gegend ist ungemein dicht bevölkert und sehr fruchtbar. Auch das Christentum blieb dasselbst nicht fremd, denn seit Jahren haben die verschiedensten protestantischen Sekten, Wesleyaner, Amerikaner und Hochkirchler diese Gegend mit ihren Schulen besetzt. Dagegen hatte sich noch kein katholischer Missionär dort niedergelassen.

Im Nachstehenden will ich nun erzählen, wie Gott dem armen Volk endlich auch das Licht des wahren Glaubens vermittelte. Ich schreibe nur, was ich selbst von den dortigen Männern gehört; der geehrte Leser mag sich dann sein Urteil darüber bilden nach Belieben.

Manceana, ein im Ibisital wohnender Heide, hatte ein Mädchen von ungefähr 5–6 Jahren. Durch eine langwierige Krankheit war es zum Skelette abgemagert, und Wunden bedekten seinen Körper. Weil es nichts arbeiten konnte, im Gegenteil nur ständiger Pflege bedurfte, wurde es von seinen Angehörigen verstoßen. Maduna, ein schwarzer wesleyanischer Prediger, erbarmte sich des armen Geschöpfes und pflegte es mit aller Sorgfalt.

Das Kind zeigte sich seinem Wohltäter gegenüber ungemein anhänglich und dankbar, sodaß die gegenseitige Liebe von Tag zu Tag wuchs. Dazu war das gute, stillen Mädchen ungemein geduldig; trotz seiner

vielen Schmerzen kam kein Laut der Klage über seine Lippen. Ganze Tage brachte es, auf sein ärmliches Lager hingestreckt, zu, und zeigte in vielen Stücken eine geistige Reife, die weit über seine Jahre ging.

Eines Tages nun redet das Kind, das nie einen christlichen Unterricht bejacht und überhaupt noch nie über die engen Grenzen seines Kraales hinausgekommen war, seinen Wärter folgendermaßen an: „Maduna, gehe nicht mehr in die Versammlungen der Protestanten! Der große Gott im Himmel sieht mit Unwillen auf dich, wenn du es tust. Ich sehe andere abafundisi (Lehrer) mit langen, weißen Kleidern; zu diesen sollst du gehen; sie werden auch in unser Land kommen!“

Maduna wunderte sich nicht wenig über die Worte des Kindes und fragte in der ganzen Gegend nach, was doch das für Lehrer seien, doch niemand konnte ihm darüber Auskunft geben. — Als das Kind hörte, man spreche über seine sonderbare Aussage, bat es seinen Wohltäter: „Sprich jetzt noch nicht zu den Leuten von den abafundisi mit den langen, weißen Kleidern, denn unser Volk würde jetzt noch nicht auf sie hören, wenn sie kämen, und dann hätte es vor Gott eine noch größere Schuld.“

Die Aussagen des kranken Kindes kamen aber trotzdem unter das Volk, und bald sammelte sich eine große Zahl neugieriger Männer, Weiber und Kinder um dessen Krankenlager, um persönlich von ihm einen neuen Ausspruch zu vernehmen. Doch das sonst so folgsame Kind konnte weder durch Bitten noch durch Drohungen dazu bewegt werden, auch nur einen Laut von sich zu geben. Zu Maduna, seinem Wohltäter, dagegen sprach es sehr oft über Gott und göttliche Dinge. Kam während des Gespräches jemand in den Kraal, so war die Rede sofort wie abgebrochen.

Unter anderem sagte das Mädchen zu Maduna: „Die Sünde beleidigt Gott sehr. Schon Kinder, die kaum fähig sind, den ukamba (ein Gefäß) auf dem Kopf zu tragen, können Gott schwer beleidigen. — Wir alle haben eine Sünde auf uns, wenn wir auf die Welt kommen; ja, bevor wir nur geboren werden, ist die Sünde schon da. — Gott hat an den Versammlungen unserer abafundisi kein Wohlgefallen.“

Desters bat das merkwürdige Kind seinen Wohltäter, er möge seiner noch lebenden Großmutter Kleider kaufen, damit sie, wenn die Lehrer mit den langen, weißen Kleidern kämen, auch deren Unterricht besuchen könnte. Als die Krankheit immer mehr zunahm, bat es eines Tages seinen Wohltäter um ein weißes Kleid, um darin zu sterben. Maduna, der seinen Pflegling lieb gewonnen hatte, wie sein eigenes Kind, ging sofort in den benachbarten Store eines Engländer und kaufte ein weißes Kleid. Allein das Kind wies es dankend zurück mit der Erklärung, es sei nicht das rechte. Maduna holte noch mehrere andere, allein die ständige Antwort des Kindes war, es sei nicht das, was es wünsche.

Als das Mädchen fühlte, daß der Tod immer näher komme, bat es inständig, man möge doch einen umfundisi mit dem langen, weißen Kleide rufen, damit er es tauße. Maduna hätte nur allzugerne den Wunsch seines geliebten Pflegekindes erfüllt, doch er konnte nirgends erfahren, was denn das für ein umfundisi sei. Er sagte ihm daher, der wesleyanische Prediger sei bereit, ihm die hl. Taufe zu spenden, doch dagegen wehrte sich das schwache Kind mit aller Entschiedenheit; alles Zureden sowohl seitens Madunas wie der

übrigen Kraalsassen war umsonst. Zuletzt holte Maduna ohne Wissen des Kindes einen Lehrer der englischen Hochkirche.*.) Von diesem ließ es sich taufen und starb bald darauf eines ruhigen, sanften Todes.

(Forts. folgt.)

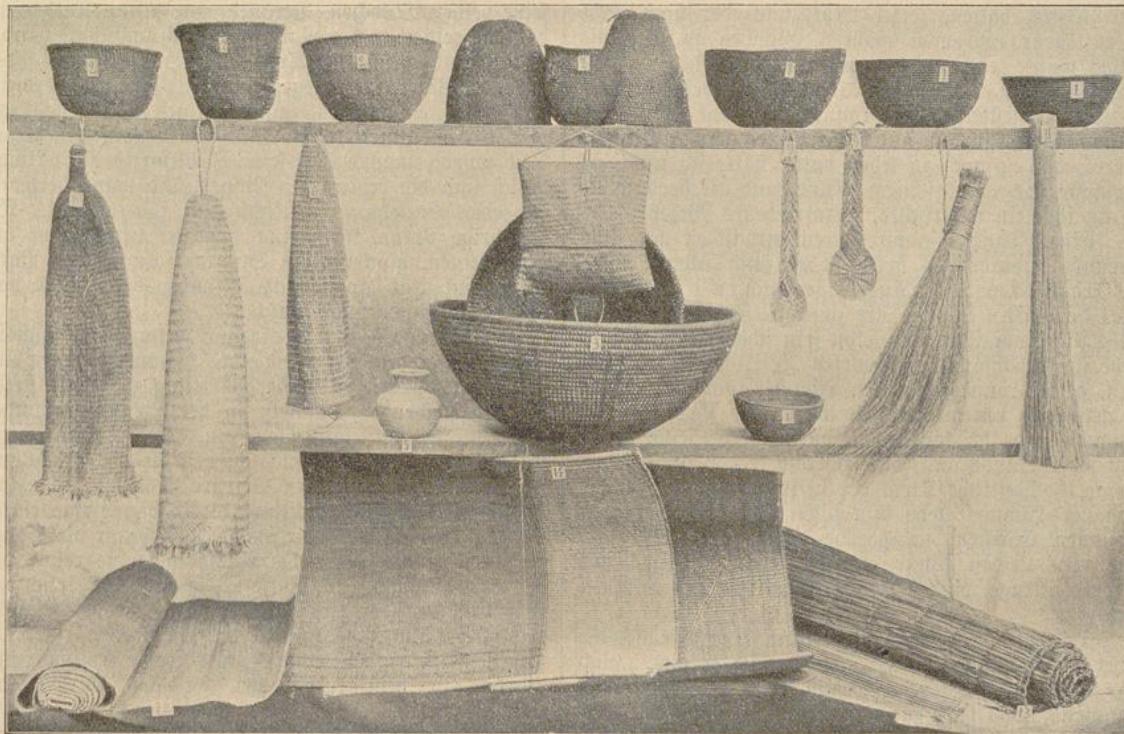
Ein armer Aussäher.

Von Br. Gerold, O. C. R.

M. Ratschiz. — Drei bis vier Jahre mag es nun etwa her sein, daß ich von Rev. P. Ildephons, dem damaligen Ratschizer Missionär, nach einer

Sein Kraal ist etwa eine Stunde von M. Ratschiz entfernt. Ich ritt sofort hin, doch wie erschrak ich, als ich zum erstenmal des Kranken ansichtig wurde! Der Aermste war schon seit zehn Jahren krank und hatte den — Aussatz! Der ganze Leib des etwa 50—60 Jahre alten Mannes war über und über voll von Wunden, die Zehen und Finger waren verschwunden, als hätte man sie ihm abgenommen, die Haut an den Knöcheln und Handgelenken war zusammengezrumpft, und statt der Füße und Hände sah ich nur uns förmliche Klumpen. Bloß an der rechten Hand

Kaffrische Giechtwaren.



1. Imbenge, Korb aus Gras, mittels fibroser Streifen von Palmblättern zusammengenäht zum Speisen vorsezzen (wie gekochte Maiskolben u. dergl.).
2. Unyazi, Korb aus Gras allein gemacht; dient dem gleichen Zwecke.
3. Igoma, großer Korb aus Gras- und Palmblattstreifen zum Gemüse holen.
5. kleines, zierliches Körbchen zum Aufbewahren von Kleinstgeleiten.
6. Iovo, Bierseher aus Gras geslochen, das Bier samt dem Schrott wird hineingeschüttet, sodann ausgewunden wie nasse Wäsche.
7. Iovo, Bierseher aus den Blättern einer Palmenart.
8. Isikwama, eine Tasche aus Palmblättern für Medizin und anderes
9. Isiketo, kleiner Schälöffel aus Palmblättern zum Abschöpfen etwa zurückgebliebener Hülsenteile, wenn das Bier zum Trinken vorgelegt wird.
10. Umtshanelo, Besen aus Gras gemacht.
11. Umtshanelo, Besen aus dem Schaft einer Palme geklopft, bis die Fasern locker werden.
12. Ukuko, Matte von Gras zum Schlafen und Sitzen.
13. Ucansi, Matte aus grobem Gras zum Schlafen oder Sitzen.
14. Isitebe, Matte von Gras zum Essen darauf zu legen.

benachbarten Farm geschickt wurde, um daselbst einen schwerkranken Mann, den Vater zweier unserer Schulmädchen zu unterrichten und auf die hl. Taufe vorzubereiten. Der Kranke hieß Makazana Kunene; er hatte in gesunden Tagen fleißig den protestantischen Gottesdienst besucht, war aber während seiner langen Krankheit von seinem schwarzen Prediger so vernachlässigt worden, daß er nun Hilfe bei den amaroma (Trappisten) suchte.

*.) Bekanntlich steht die englische Hochkirche der katholischen in vielen Stücken näher, als die wesleyanische, und man nimmt bei dieser viel eher an, daß sie den Taufritus korrekt nach Vorschrift vollziehe.

war ihm der halbe Daumen geblieben! Doch, was mir als das Schrecklichste von allem erschien: der Mann war seit drei Jahren total blind. Die Augen waren ihm bei lebendigem Leib halb herausgefallen, und jetzt noch lief ihm eine eiternde Masse aus den glanzlosen, halbgefüllten Augenhöhlen.

Auch seine sonstigen Verhältnisse waren nichts weniger als trosteroerdend. Sein einziges Weib war seit sechs Jahren tot; die große Viehherde, die er einst besessen, war bei der Kinderpest arg zusammengeschmolzen, sieben Stück hatte er den kaffrischen Doktoren an Zahlungsstatt gegeben, — natürlich rein umsonst, denn der Aussatz ist unheilbar, — den Rest

hatte ihm sein einziger verheirateter Sohn heimlich verkauft und war mit dem Geld auf und davon gegangen. Sein Kraal war von jedermann wie die Welt gemieden, nicht einmal der protestantische Geistliche wollte zu ihm kommen. Den ärmlichen Haushalt besorgte ihm seine Schwiegertochter, und ein gewisser Johannes, ein Bursche von etwa 24 Jahren, der seinerzeit die Ratschitzer Schule besucht hatte und mit ihm nahe verwandt war, pflegte seine Felder und schließt nachts in seiner Hütte. Dies waren die einzigen Personen, die sich des armen Mannes annahmen.

Noch nie hatte ich eine solche Summe von Elend und Armut bei einem einzigen Menschen vereint gefunden wie hier, und dennoch, man sollte es kaum für möglich halten, zeigte Makazana, der noch nicht getauft war und vom wahren Glauben so viel wie nichts wußte, eine Geduld und eine Ergebung in sein Schicksal, daß er manchem Christen als beschämendes Beispiel vorgestellt werden könnte. Dreimal jede Woche besuchte ich ihn fortan, und während des ganzen Vierteljahres, das er noch zu leben hatte, hörte ich nicht die geringste Klage aus seinem Mund, und nie beobachtete ich an ihm ein mürrisches, unzufriedenes Wesen.

Eines Tages — wir waren inzwischen gar gute Freunde geworden — stellte er an mich allen Ernstes die Frage, ob wohl ein Ausländer auch in den Himmel kommen könne? Er zweifelte sehr daran, denn alles fliehe vor ihm, und selbst sein schwarzer Prediger habe ihn gleichsam weggeworfen.... Ich erklärte ihm nun, gewiß könne er in den Himmel kommen; sobald er genügend unterrichtet sei, würde der P. Missionär kommen und ihn taufen. Dadurch werde seine Seele von jeder Sünde und Sündenstrafe frei, bekomme das schöne, hochzeitliche Kleid der heiligmachenden Gnade, und der Himmel stehe ihm offen, wie allen übrigen frommen Christen, ja, gerade durch seine Krankheit und sein Leiden könne er sich, wenn er alles mit Geduld ertrage, eine herrliche Krone für den Himmel erwerben.

Da hatte nun der gute Mann eine Freude, die jeder Beschreibung spottet. „Wie“, rief er aus, „auch ich, ein armer, ausländer Mann, kann in den Himmel kommen? Das habe ich bisher noch gar nicht gewußt. Ja, ich glaube dir, umta nomlungu (Kind des weißen Mannes), ich glaube dir, denn ihr ama Roma habt die Heimat und alle eure Angehörigen verlassen und seid über das große Wasser gefahren, um uns schwarzen Kindern, die wir wie in der Nacht tastend umherirren, den wahren Glauben zu bringen. Keiner ist euch zu arm und gering, seid ihr ja doch ohne Furcht sogar zu mir, einem alten, ausländigen Mann gekommen. Ja, ihr seid von Gott geändert und lehret uns die Wahrheit. O wie ich mich nun freue! Siehe, auch ich kann trotz meiner Armut und Krankheit in den schönen Kraal des mächtigen Königs dort oben über den Sternen kommen! O wenn ich nur schon getauft wäre! Komme doch oft zu mir und unterrichte mich im wahren, katholischen Glauben und ruße dann den P. Missionär, damit er mich tauje, denn ich fühle, daß meine Tage wenige sind und der Tod nicht mehr ferne ist!“

Mit diesen und ähnlichen Worten gab der gute Mann noch lange seiner Freude Ausdruck. Ich gestehe aufrichtig, mir wurden dabei unwillkürlich die Augen feucht. Noch nie hatte ich ein so eklatantes Beispiel von der unvergleichlichen Macht unseres heiligen Glaubens vor Augen gehabt, und ich dankte

im Stillen Gott, daß ich hier, im Heidenlande, mitwirken durfte, diese herrliche, so viel Trost und Segen spendende Lehre zu verkünden. — Wenn ich späterhin zu unserm armen Aussäkigen vom Leiden Jesu sprach, erklärte er sich mehr als einmal bereit, noch viel größere Leiden als bisher aus der Hand Gottes annehmen zu wollen, falls dies sein heiliger Wille sein sollte. „Ich will meine Sünden auf dieser Welt abbühnen“, sagte er, „will meinem armen, leidenden Heiland ähnlich werden, der auch wie ein Aussäkiger am Kreuze hing, und will mir eine schöne Krone für den Himmel erwerben!“

Jede Unterrichtsstunde brachte ihm neuen Trost und noch größeren Seelenfrieden; dazu durften fortan seine beiden Mädchen, Veronika und Anna Katharina, die, wie gesagt, in der Ratschitzer Missionschule waren, abwechselnd Tag für Tag nach Hause gehen, den franken Vater zu pflegen. Die 16jährige Veronika nähte ihm ein weißes, mantelartiges Kleid, das ihm bis zu den Füßen reichte und später auch sein Taufkleid wurde, machte ihm seine Lieblingsspeise, isijingi, wusch ihm die erblindeten Augen und war überhaupt in jeder Beziehung zärtlichst um ihn besorgt. Die 10jährige Anna Katharina dagegen betete ihm mit ihrer feinen, glockenhellen Stimme solange das Vater unser und das apostolische Glaubensbekenntnis vor, bis er es auswendig wußte.

Eines Tages hatte Makazana zu lange auf feuchtem Boden unter dem Schatten eines Baumes gelegen und zog sich dadurch eine starke Erfältung zu. Bald stellte sich ein stechender Schmerz in der Brust, verbunden mit heftigen Hustenanfällen, ein. Das Leiden wurde so schlimm, daß Johannes mitten in der Nacht zur Missionsstation eilte, den Priester zu holen. P. Idephons ging sogleich mit und taupte den vielgeprüften Mann. Wenige Stunden später, noch bevor die Sonne aufging, hauchte der arme Aussäkige seine reine, mit der Taufunshuld geschmückte Seele aus. Sicherlich gab ihm der Herr die so heilschrittene Krone der Rechtigkeit, und Makazana weilt nun droben, über den Sternen, im großen Königskraal. Seine irdische Hülle wurde auf dem katholischen Friedhof zu M.-Ratschitz begraben.

Das alles machte auf die umwohnenden Protestanten einen tiefen Eindruck. Sie wunderten sich gar sehr, daß wir in die Hütte eines Aussäkigen gingen, ihm Unterricht erteilten, noch mehr aber, daß wir kein Bedenken trugen, ihm die hl. Taufe zu spenden und ihn auf dem gemeinsamen Friedhof zu begraben. Seitdem kamen jeden Sonntag 20—30 Protestanten zum katholischen Gottesdienst nach M.-Ratschitz, und sogar ihr schwarzer Prediger besuchte wiederholt unsern P. Missionär, um ihn verschiedenes über die Religion der ama Roma zu fragen. Der Gesinnung nach ist er, wie er zum wiederholten Male durchblicken ließ, bereits katholisch; möglich, daß er, sobald gewisse Schwierigkeiten beseitigt sind, auch formell zum Katholizismus übertritt.

Die vielverbreitete Ansicht, der Aussäk sei nur die Folge eines ausschweifenden Lebenswandels, ist keineswegs richtig; auch der sittlich beste Mensch kann von diesem schrecklichen Liebel ergriffen werden. Bei schlechtem, verdorbenem Blut bringt ihn das heiße Klima von selbst zum Ausbruch, dazu besteht die Gefahr der Ansteckung durch andere; namentlich ist es gefährlich, Früchte oder sonst etwas zu genießen, was ein Aussäkiger schon berührt hatte.

Der Aussatz ist auch erblich; doch haben wir hierzulande das Merkwürdige, daß in einer Familie, in der Vater oder Mutter am Aussatz starben, zuweilen durch zwei bis drei Generationen kein solcher Fall mehr vorkommt, oder daß nur der eine oder andere Nachkomme daran erkrankt, die übrigen aber frei bleiben. Neben Schmerzen klagen die Aussäugigen nicht, die angegriffenen Glieder scheinen vielmehr ganz gefühllos, wie abgestorben zu sein; doch ihr Anblick ist Schauder erregend, gibt es doch Kranke ohne Hände und Füße, mit halben Armen und Beinen oder gar dem reinsten Totenkopf, als sähe man eine wandelnde Leiche. Alle Versuche, den Aussatz zu heilen, blieben erfolglos; einige Linderungsmittel gibt es wohl; das Beste ist große Reinlichkeit. Mit kaltem Wasser aber darf man ihnen nicht nähern, denn da sie sehr blutarm sind, scheuen sie die Kälte über alles.

Die englische Regierung ist darauf bedacht, jeden Aussäugigen von der menschlichen Gesellschaft streng abzusondern. Hier in Südafrika bestehen dafür eigene Asyle, z. B. auf der Robben-Island bei Kapstadt und auf dem Bluff in Natal. Es ist da in jeder Beziehung gut für die Armen gesorgt, und sowohl Katholiken wie Protestanten werden zeitweilig von ihren Geistlichen besucht.

Die Schwarzen halten jedoch diese Krankheit vielfach geheim oder verstecken ein aussäugiges Mitglied vor den Augen der Polizei, denn ihre Liebe zu den Angehörigen ist so groß, daß sie sich um keinen Preis davon trennen wollen. Uebrigens würden die gegenwärtigen Asyle keineswegs ausreichen, wollte man alle Aussäugigen des ganzen Landes darin unterbringen.

Bilder aus dem Missionsleben.

Von Rev. P. Joseph, O. C. R.

(Fortsetzung.)

Emaus. — In Missionsländern nimmt alles einen gewissen originellen Anstrich an, vielfach schon aus dem einen Grund, weil man für gewisse Sachen gar nicht oder nur höchst mangelhaft eingerichtet ist. So ist es z. B. auch mit den Beerdigungen. Stirbt da jemand in irgendeinem abgelegenen Kraal, so entsteht vor allem die Frage: wie die Leiche ohne Sarg, ohne Wagen und ohne Tragbahre bis zu der vielleicht mehrere Stunden weit entfernten Missionsstation bringen?

Die einen hüllen die Leichen in Lumpen und alte Tücher ein, legen sie auf einen Schlitten und befördern sie so mit ein paar Ochsen zum Friedhof. Andere machen irgend ein provisorisches Traggerüst, ein dritter bindet die Leiche auf ein Pferd und tritt damit nächtlicherweise seine Wanderung zum Gottesacker an, ein vierter begräbt die Leiche an Ort und Stelle, und läßt sich vom P. Missionär, wenn er gelegentlich auf Besuch kommt, nachträglich das Grab einsegnen.

In Bosnien werden die Leichen vielfach zwischen zwei Stangen getragen. Diesen Rat gab ich unlängst auch einem gewissen Umkaqazi, als er mir meldete, daß sein Vater gestorben sei. Die Sache leuchtete ihm ein und er begab sich sofort nach Hause, das schwierige Ding ins Werk zu setzen.

Joseph Umkaqazi, wie der Verstorbene hieß, hatte einst von einem feindeligen, eifersüchtigen Mann einen bösen Trank bekommen. Viele Monate fraß und wühlte das Gift in ihm, bis es endlich den starken, etwa 50-jährigen Mann umbrachte. Bei meinen Krankenbe-

suchen sand ich ihn fast regelmäßig in eine Decke eingewickelt auf einer Matte am Boden liegen. An sonnigen Tagen lag er meist im Freien vor seiner Hütte, denn der Schwarze schreibt der Sonne, auch wenn sie mit voller afrikanischer Glut auf ihn niederbrennt, eine große Heilkraft zu. Genießen konnte er fast nichts mehr, als etwas Milch, die ihm von der Station verabreicht wurde. Noch Tags zuvor war seine alte, einäugige Mutter dagewesen, um für den sterbenskranken Joseph die gewohnte Liebesgabe zu holen.

Nun hat er ausgelitten. Er hatte die Gnade, sich rechtzeitig auf einen guten Tod vorzubereiten. Während er früher als stockblinder Heide mit seinen zwei Weibern in den Tag hineinlebte, ging er, als sein Zustand immer bedenklicher wurde, in sich und bat um die hl. Taufe. Vor derselben gab er mir das feierliche Versprechen, auf seine zweite Frau, eine noch junge, rüstige Person, verzichten zu wollen. Er hielt Wort und schickte sie nach Lourdes, wo sie im sogenannten „Weiberdorf“ ein schönes, sorgenfreies Heim gefunden. Nach menschlicher Berechnung darf man also hoffen, daß unser Joseph Umkaqazi den Himmel mit der Erde vertauschte.

Nicht geringen Trubel hatte ich bei der Beerdigung einer gewissen Nomakane, dem zweiten Weib des mit drei Frauen verheirateten Heiden Umkti. Nomakane war in letzter Zeit wiederholt zum Gottesdienst nach Emaus gekommen und hatte überhaupt eine gewisse Vorliebe für's Christentum gezeigt. Sie war eine große, starke Frau, kein Mensch dachte bei ihr an einen baldigen Tod. Nun kommt da plötzlich die Meldung, sie sei gestorben, und man wolle sie auf unserem Friedhof begraben.

Ich konnte es einfach gar nicht glauben, und ritt daher persönlich zu Umktis Kraal. Hier hörte ich, Nomakane habe bei der Geburt eines Knaben das Leben lassen müssen; kurz vor ihrem Tod sei sie von einem christlichen Kaffernweib, Margaretha Masuma mit Namen, getauft worden. Der Knabe, ein gesundes, kräftiges Kind, lag am Boden und schrie aus Leidenschaften nach Nahrung. Zeitweilig versuchte seine älteste Schwester, ihm mit einer Kurbisschale eine braune Brühe einzuschütten, konnte jedoch damit nicht zureckkommen. Ich tauschte den Jungen mit Zustimmung des Vaters auf den Namen Hermann. Die Leiche hatte man mittels eines Schlitten bereits nach Emaus geschafft. Ich war ihr nicht begegnet, da ich den kurzen Reitweg genommen hatte.

Da Umkti zu den Vermöglicheren zählt, wollte er für seine Frau auch einen Sarg haben. Bruder Leo, unser Feldschaffner, mußte ihn aus einfachen Brettern zusammenzimmern, und zwar der leichteren Herstellung wegen, ohne Deckel; so hatten sie es zusammen ausgemacht, wovon ich aber nichts wußte. — Bruder Leo geht nach getaner Arbeit auf's Feld, und ich finde den halbvolldeten Sarg, in welchen man die Tote schon gelegt hatte. Ein Sarg ohne Deckel! Das schien mir schrecklich. Schnell holte ich noch ein paar Bretter, um das Fehlende zu ergänzen. Ich mußte auch die Seitenwände erhöhen, denn sonst konnte ich den Sarg nicht schließen. Das Schlimmste war, daß das Weib schon im Sarge lag, sodaß ich von seiner Seite nach Wunsch herankonnte. Gott allein weiß, was ich mich da abplagen mußte, bis endlich auch hier „das Werk den Meister lobte.“

Zum Friedhof wurde die Leiche auf dem Ochsenwagen gefahren. Es hatte sich eine ziemliche Menge

Volkes zur Beerdigung eingefunden. Darunter waren Heiden, Christen und Ketzern, die einen in ihrem heidnischen Nationalkostüm, die anderen in europäischen Trachten. Zwei Männer waren mit dem bloßen Hemd bekleidet, was aber hier schon als „vornehm“ galt. Ein junger Mann zog nicht ohne Selbstbewußtsein ein seidenes Taschentuch heraus, während sich seine Umgebung mit dem Nasenlößchen den Schweiß von der Stirne strich. Zu guter Letzt kam abermals ein Hindernis: Als man den Sarg in die Grube senken wollte, war das Grab zu klein! Man mußte also die Leiche nochmals herausheben und das Grab verlängern. Ein paar tüchtige Männer begaben sich energisch an die Arbeit, während die mit einem Schaffell bedeckten Weiber staunend zuschauten. Endlich ward Nomakane ohne weitere Störung begraben, und ich betete zu ihrer Seelenruhe mit den anwesenden Christen 3 Vater unser und Ave Maria. R. I. P.

Schulverhältnisse in Czenstochau.

Von Schw. Engelberta.

Wir haben aus dem bunten Leben und Treiben unserer schwarzen Schulkinder schon oft charakteristische Einzelbilder herausgegriffen, heute wollen wir, dem Wunsche einzelner Leser entsprechend, es versuchen, in kurzen Umrissen einen Gesamtüberblick über die hiesigen Schulen zu geben.

Czenstochau hat seit Jahren drei Schulen, eine Knaben- und zwei Mädchenschulen. Erstere zählt gegenwärtig 65 Schüler. Davon stehen

24	im Alter von	6—10 Jahren,
16	" "	10—14 "
15	" "	14—16 "
10	" "	16—17 "

Die Muttersprache dieser Kinder ist natürlich kaffrisch, doch müssen sie in der Schule alle auch Englisch lernen, was ihr Lehrpersonum natürlich ganz bedeutend vermehrt. Die Lehrbücher sind teils in Englisch, teils in Sulu abgefaßt, und da P. Benno, ein geborener Amerikaner, der mit der Oberleitung der Knabenschule betraut ist, nur englisch mit seinen Schülern verkehrt, sprechen fast alle hiesigen Knaben ziemlich geläufig englisch. Deutlich wird nicht gelehrt; einzelne Kinder, die jahrelang mit unsren Brüdern und Schwestern verkehren, lernen es zwar durch den Umgang, jedoch nur mangelhaft. Anders war dies in unsren deutschafrikanschen Schulen der Fall. Hier war Deutsch obligatorischer Unterrichtsgegenstand, wie in Natal und der Kapkolonie das Englische.

Der volle englische Schulplan ist für sechs (d. h. mit Einschluß der Anfänger für sieben) Kurse (Standards) berechnet; für jeden Kurs besteht ein eigenes Lesebuch. In der Regel müssen wir uns jedoch damit begnügen, unsren schwarzen Kindern das Personum des dritten, bzw. vierten Kurses beizubringen, fast nur im Mutterhanse Mariannhill bewältigen sie auch noch den fünften Standard. Die einzelnen Unterrichtsgegenstände sind: neben Religion, dem Fundamente einer Missionschule, Lesen, Schreiben und Rechnen; Übersetzen aus dem Englischen ins Kaffrische und umgekehrt; Kopf- und Tafelrechnen nach englischem Geld, Maß und Gewicht; Geographie und Geschichte von Natal, der Kapkolonie und Afrika, später die politische und physikalische Geographie der übrigen Weltteile; Gesang und Deklamation, Zeichnen; kurz, es ist der

Hauptsache nach derselbe Stoff, der auch in den deutschen Schulen gefordert wird; was jedoch, wie schon oben angedeutet, das Ganze bedeutend erschwert, ist der Umstand, daß die schwarzen Kinder eine ihnen völlig neue Sprache lernen müssen.

Zucht und Disziplin in der Czenstochauer Knabenschule ist, ohne Schmeichelei gesagt, musterhaft. P. Benno, ein tüchtiger Pädagoge, hält sich so ziemlich an die Grundsätze und die Erziehungsmethode nordamerikanischer Institute, wo bekanntlich auf Ordnung und Reinlichkeit, pünktlichen Gehorsam und gesellige Spiele hoher Wert gelegt wird. Gewisse Formen nehmen da fast ein militärisches Gepräge an. Jüngere Knaben finden sich verhältnismäßig leicht hinein, die älteren dagegen verlangen mehr Freiheit.

Am eigentlichen Schulunterricht beteiligt sich außer P. Benno und dem schwarzen Lehrer Nikolaus, der seinerzeit die Czenstochauer Missionschule und Präparandie besuchte, Schwester Philippine, die schon seit mehr als zwei Jahrzehnten als Lehrerin unter den Schwarzen tätig und daher mit ihrer Sprache, ihren Sitten und Gewohnheiten vollkommen vertraut ist. Begreiflich, daß bei solchen Lehrkräften die alljährliche Schulprüfung zur vollsten Zufriedenheit des englischen Schulinspektors, Mr. Robert Plant, aussäßt.

Was die Arbeit anbelangt, so werden die Knaben hier in Czenstochau meist im Obstgarten und Weinberg verwendet. Einige von ihnen haben sich schon zu kleinen Pomologen ausgebildet, wenigstens verstehen sie es vortrefflich, Bäume zu pflanzen, zu verzieren und zu okulieren. Die ältesten und stärksten Knaben arbeiten in der Schmiede und in der Schreinerei und Wagnerie. In einer solchen Werkstatt lernen zu dürfen, wird von allen als eine besondere Ehre und Auszeichnung angesehen.

Beim Spiele zeigen sich die Käffernjungen ungemein lebhaft, witzig und erfinderisch. Sie spielen alles mögliche; besonders beliebt ist der Fußball, im Herbst geht es auf die Mäusejagd, im Frühjahr pflanzen sie Bäumchen und Nutzfrüchten oder legen sich Gärten an. Zuweilen wird gebaut. So hat der zehnjährige Johannes mit Hilfe des um ein paar Jahre älteren Sales und Amandus ganz nach europäischem Stil aus Stecken und Lehm eine Kapelle nebst Glockenturm gebaut. Alles haben die Knaben selbst gemacht, da fehlen weder Türen, noch Fensterstücke und Glasscheiben. Aus ein paar Blechdosen wurden „Glocken“ hergestellt und zum Läuten eingerichtet. Im Innern steht ein Josephsaltar mit Leuchtern und winzig kleinen Blumensträuschen, die für jeden Sonn- und Festtag erneuert werden. Aus seinem Spikenzeug machen sie ein Altartuch, aus Flecken einen zierlichen Teppich. Sogar übertrücht und bemalt wurde das prächtige Gotteshaus, wobei bunte Zackenstreifen, Kreuze und Herzen mit Vorliebe zur Anwendung kamen.

Der Kirche selbst mußte auch der Vorplatz und das ganze Environ entsprechen; daher wurden Terrassen angelegt, mit Bäumchen und Biersträuchern bepflanzt und die kleinen Gartenbeete mit weißen Steinchen zierlich eingefaßt. Natürlich wird hier auch Gottesdienst gehalten, es werden die Glocken geläutet, die Kerzen angezündet, Prozessionen veranstaltet, es wird gepredigt und gejüngt, kurz, alles, was die Kinder in der Missionskirche sehen, wird hier getreulich nachgeahmt. Natürlich sind die Buben nicht immer zu Sang und Spiel aufgelegt, manchmal kommt auch der „wilde Kaiser“ wieder zum Vorschein, oder der

eine und andere will den kleinen Trotzkopf spielen. Solch' kleine Unarten dürfen jedoch nicht ungestraft bleiben. Hilft eine liebenolle Ermahnung oder eine ernstliche Verwarnung nicht, so gibt es allerlei mehr oder minder empfindliche Bußen. Trägheit in der Schule wird durch Schreiben von Strafaufgaben während der freien Zeit geführt; geht einer unordentlich mit den Kleidern usw. um, so muß er mehrere Tage den betreffenden Gegenstand entbehren, damit er ihn künftig besser schämen lerne. Für größere Fehler, die Gottlob selten vorkommen, gibt es eine bestimmte Zahl Handstreiche oder sonstige körperliche Züchtigung.

Der Kaffer hat das Gute, daß er eine Strafe, die er als gerecht erkennt, willig hin nimmt; gute Kinder klagen sich sogar aus freien Stücken an und bitten um eine entsprechende Buße. Eine unverdiente Strafe dagegen können sie absolut nicht verwinden, das entfremdet ihre Herzen gänzlich, weshalb Neulingen im Lehramt, die der fremden Sprache noch nicht genügend mächtig oder mit gewissen kaffrischen Sitten und Gewohnheiten nicht hinreichend vertraut sind, große Vorsicht nötig ist.

(Schluß folgt.)

Zauberei und Herzenwahn unter den Käffern.

Der Kaffer hält es für etwas ganz Selbstverständliches, daß die Eigenarten eines Dinges durch den Genuß auf ihn übergehen. Uebrigens finden wir diese Idee bei allen wilden Völkern. In Neuseeland z. B. lassen die Eltern ihre Kinder kleine Steine verschlucken, um sie charakterfest und stark zu machen, sodass sie entschlossen allen Widernärtigkeiten des Lebens gegenüberstehen. Auf Borneo essen die Ein geborenen kein Wild, um nicht furchtlos und feige zu werden. Die Malayen dagegen verzehren mit Gier das Tigerfleisch, denn das gibt Kraft und Gewandtheit für jeden Kampf. Manche Stämme in Südafrika trachten vor allem, langlebige Tiere zu bekommen; sie pulvrisieren dann deren Knochen und vermischen sie mit ihren Speisen. Die natürliche Wirkung ist, daß sie nun eben solang leben werden, wie jene Tiere. Wenn im Pondoland in alter Zeit ein Chief seine Herrschaft antrat, so mußte er vor allem einen seiner leiblichen Brüder töten und sich in seinem Blute waschen. Das gab ihm die nötige Kraft zum neuen Amt. Seine Medizinen aber verwahrte er im Schädel seines ermordeten Bruders, und dadurch allein wuchs deren Kraft und Wirksamkeit ins Unendliche. Diese Sitte erlosch mit dem Chief Taku, der seines Bruders nicht habhaft werden konnte.

Ziehen in Südafrika wilde Stämme in den Krieg, so müssen sie zuvor ihren Leib mit verschiedenen "Medizinen" einreiben, teilweise auch davon genießen. Mit Vorliebe benutzt man für solche "Medizinen" getrocknetes oder putrierisiertes Fleisch von Tigern, Elefanten und Schlangen, denn das macht flug, stark und gewandt.

Fällt ein Krieger von hervorragender Tapferkeit im Kampf, so wird aus dessen Leib Medizin bereitet, und davon dem jungen Volk ausgeteilt, damit jeder ebenso stark und mutig werde, wie der gesallene Held. Die Doktoren gehen dabei mit kluger Auswahl zu Werke, denn sie wissen genau, welche Seelenkraft im einzelnen Gliede steckt. Die Ohren z. B. sind der Sitz von Scharfsinn und Verstand, die Stirnhaut schließt die Beharrlichkeit in sich, denn wie oft sah man daraus bei Lebzeiten den Schweiß, die Folge schwerer Arbeit,

hervordringen. Und so hat jedes Glied seine eigene Kraft und Bedeutung.

Uebrigens findet sich selbst in Europa ähnliches. So essen z. B. in manchen Gegenden Englands die Knaben mit Vorliebe Fischrogen, denn das befähigt sie, unter dem Wasser hell und klar wie ein Fisch zu jehen. Und in Deutschland rennen die Knaben im Maren gegen umher, denn das befördert das Wachstum ganz bedeutend.

Den Schwarzen aber sind solche Ideen wie in Fleisch und Blut übergegangen. Als einst in Swasiland einige europäische Reisende ihren Unwillen über die unerhörten Grausamkeiten ihres alten Königs Bunu ausdrückten, sagten die Schwarzen: „Es ist schon richtig, er war zuweilen schrecklich hart und grausam, doch was konnte man von ihm auch anderes erwarten? Schon als Kind fütterte man ihn mit Löwen- und Tigerherzen, und das hat ihn so wild und blutdürstig gemacht.“

Dergleichen gibt es eigene Medizinen, welche die Zaubermittel der Gegner schwach und wirkungslos machen. Bevor ein Chief mit seinen Leuten in den Krieg zieht, verteilt er unter sie eigenartige Medizinen, von den Käffern Intelezi genannt. Die Soldaten begeben sich damit an den Fluß, stellen sich ins Wasser, und lassen sich die Arznei über den Leib rinnen. Das macht sie mutig und stark, und ist zugleich ein vorzüglichlicher Schutz gegen die Zaubermittel des feindlichen Heeres. Hat dann der einzelne Krieger noch persönlich irgend einen Talismann, ein Schlangenhäutchen, einen Tigerzahn, eine Löwenklau, oder etwas dergleichen, den er am Leibe trägt, um den Nachen, um die Handgelenke oder die Fußknöchel, so ist der Schutz ein doppelter und dreifacher. Denn alle diese Sachen und Säckelchen hängen keineswegs nutzlos am Leib, sondern haben vielmehr ihre Wirkung nach innen und außen, machen den Träger flug, furchtlos und stark, und schützen ihn gegen alle Angriffe seiner Feinde.

Es ist ferner eine weitverbreite Ansicht, daß der Schatten oder das Bild eines Menschen magisch beeinflußt werden kann, denn diese Dinge gelten gleichsam als Emanation oder Ausfluß der Persönlichkeit. Die Verbindung zwischen einem Bild und dem Menschen, den es darstellt, ist so eng, daß man selbst nach dem Tode noch durch das eine auf den andern einwirken kann. Begreiflich also, weshalb viele Käffern so eine große Scheu vor einem photographischen Apparate haben. Selbst mutige Männer rennen zuweilen scheu davon, oder verstecken sich in irgendeinem Winkel, wenn der weiße Mann mit dem gefürchteten Kasten naht, um ihr Bild darin aufzufangen, und sie für alle Ewigkeit zu behexen. Es hat daher oft seine eigene Schwierigkeit, von heidnischen Eingeborenen oder dem Innern einer Käffernhütte eine gute Photographie zu bekommen.

Von dieser Idee ist bloß noch ein Schritt zu der andern, daß nämlich ein Gegenstand als Symbol oder Repräsentation eines Menschen angesehen werden könnte, und daß alles, was man dem Symbol antut, auch der Person selbst zugesetzt wird. Diese Idee ist, wie es scheint, auf der ganzen Welt verbreitet. Die Australier z. B. bilden sich ein, sie könnten einen Menschen leicht dadurch töten, daß sie zunächst ein Bild von ihm machen und dann in dessen Herz oder Gehirn lange Nadeln stechen. Denn, was sie dem Bild antun, geschieht der repräsentierten Person, und wäre sie hundert Stunden von dem betr. Ort entfernt. Auf den Tidji-Inseln gilt eine einfache Kloßsnuß als

Bild einer mißliebigen Person. Die Nase wird vergraben, wobei man das sogenannte Auge nach oben schauen läßt. Nun wird darüber ein Feuer angezündet und je schärfer es an der Schale der Kokosnuss sich einfrißt, und je tiefer es zulegt ins Innere eindringt, desto mehr wird auch die verhasste Person gebrannt und gepeinigt.

Ein anderesmal dient so ein Symbol zur Auflösung der Zukunft. Bevor die Zulus zum Kampf ausrücken, stecken sie in zwei Reihen Stäbe in den Boden. Diese Stäbe repräsentieren das eigene Heer und das feindliche. Nun wird mit ängstlicher Spannung beobachtet, von welcher Reihe zuerst ein Stab vom Wind umgeweht wird, denn das dadurch repräsentierte Heer wird sicherlich geschlagen. In der alten Zeit nahmen die Zulus auch zwei Ochsen und zogen ihnen bei lebendigem Leib die Haut ab. Auch sie repräsentierten die beiden Heere und jener, der zuerst verendete, zeigte ihnen an, welche Partei im Kampf unterlegen würde.

(Schluß folgt.)

jedoch sich beharrlich weigern, dann braucht an sich eine allgemeine Arbeitsausstellung, durch welche auch der Gewinn der Arbeitgeber brach gelegt wird, nicht als ungerechter Druck angesehen zu werden.

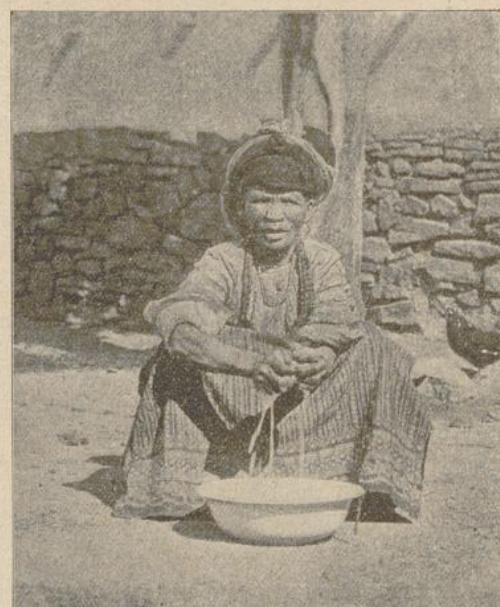
Alo in dem Punkte finden die Arbeiter die katholischen Moralisten und Sozialpolitiker auf ihrer Seite.



Bassuto.

Nach Photographie von Max Meyer, Reddersburg, Oranjerivierstaat.

Im Hintergrund das Reddersburger Gefängnis.



Henriette, alte Korannafrau aus Reddersburg,
wahrscheinlich reine Hottentottenrasse.

Beide Photographien aus „Südafrika“ v. Prof. Siegfried Passarge.

St. Josephsgärtchen.

Maria Lichtmeß.

In der Nacht vor ihrer Abreise zum Tempel sah ich Maria und Joseph von der Krippenhöhle Abschied nehmen. Sie breiteten die tiefrote Decke der hl. drei Könige zuerst über jene Stelle, wo das Jesuskind war geboren worden, legten das Kind darauf und beteten knieend dabei. Dann legten sie das Kind in die Krippe und beteten auch hier; zuletzt legten sie es auf die Stelle, wo es beschritten worden war, und beteten auch da.

Vor Tagesanbruch setzte sich Maria mit dem Jesuskind auf den Esel. Sie saß auf einem Quersitz mit einem Fußbrettchen und hielt das Kind auf ihrem Schoße. Sie zogen links um den Krippenhügel an der Morgenseite von Bethlehem hin und wurden von niemand bemerkt. Am Mittag sah ich sie bei einem Baume rasten, der überlaubt und mit Bänken umgeben war.

Gegen Abend kehrten sie etwa eine Viertelstunde vor Jerusalem in einem kleinen Hause bei ein paar kinderlosen Eheleuten ein, von denen sie mit ungemeiner Freude empfangen wurden. Der Mann trieb Gärtnerei, schnitt Hecken und hatte die Wege zu besorgen, die Frau war eine Verwandte der Johanna Chusa; beide waren Essener.

Ich hatte auch ein Bild von dem greisen Priester Simeon. Ich sah ihn in seiner Wohnung kniend beten und entzückt. Es trat die Erscheinung eines Engels vor ihn, welcher ihm sagte, er solle morgen früh im Tempel auf das Kind achten, das zuerst zur Opferung gebracht würde; es sei dies der Messias, auf den er so lange gewartet habe; dann werde er sterben. Der Raum war ganz helle, und der greise Priester vor Freude glänzend.

Am frühen Morgen sah ich die hl. Familie zum Tempel ziehen. Sie wurden zunächst durch einen gedeckten Gang geführt. Hier kam Simeon voll Erwartung Maria entgegen, sprach freudig wenige Worte mit ihr, nahm das Jesuskind, drückte es an sein Herz und eilte sodann nach einer andern Seite hin in den Tempel. Maria aber ging in Begleitung einer Frau in die Vorhalle des Tempels, wo sie von Hanna und Noemi, ihrer ehemaligen Lehrerin, empfangen wurde. Simeon kam aus dem Tempel in diese Halle und führte Maria, welche das Kind auf den Armen hatte, in die Halle rechts am Vorhofe der Frauen, wo auch der Schatzkasten stand, bei dem später die Witwe ihr Schaflein opferte. Josef begab sich an den Standort der Männer.

Im Tempel war schon alles zur Opferung bereit. Rings an den Wänden brannten viele pyramidenförmige Lampen. Vor dem Altare, an dessen Ecken Hörner hervorstiegen, war ein Gestell mit einer ziemlich geräumigen Tischplatte. Diese wurde zuerst mit einer roten, dann mit einer weißen, durchsichtigen Decke, die bis zum Boden niederfiel, bedeckt. Auf die vier Ecken wurden mehrarmige, brennende Lampen gestellt, auf die Mitte des Tisches aber ein wiegenförmiger Korb. Zu beiden Seiten des Tempelraumes aber waren Stuhlräihen, die eine höher als die andere, in denen betende Priester saßen.

Simeon führte Maria an den Opferaltar, auf dem sie das himmelblau eingehüllte Jesuskind in den Wiegenkorb legte. Er selbst aber trat in Priesterkleidung an den Altar, wo Maria in einer Schale Früchte, und in einem Körbchen Tauben überreichte. Dann nahm der Priester das Kind aus dem Korb, hob es empor, wandte sich nach verschiedenen Seiten des Tempels, und betete lange. In diesem Augenblicke erfüllte ein unbeschreibliches Licht den ganzen Tempel; auch begannen zwei Priester einen Gottesdienst mit Räuchern und Beten, und auch die in den Stuhlräihen befindlichen Priester beteten mit.

Nach Beendigung der Feier ging Simeon zum Standorte Mariä, nahm das Kind auf seine Arme



Die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde.
Aus E. Kahlers Kinder- und M. Gladbach.

und sprach, vor Freude entzückt, ganz begeisterte Worte; ähnlich tat die greise Hanna. Dann wurde Maria wieder in den Hof geleitet und traf hier mit Josef und den Herbergssleutern zusammen. Sie zogen nun mit dem Esel aus Jerusalem hinaus und die guten, alten Leute gingen noch ein Stück Weges mit. Die hl. Familie kam am ersten Tage bis Bethoron.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gnadenkind.

(Fortsetzung.)

Anna Katharina war das Kind wahrhaft frommer Eltern, denen der Segen christlicher Armut ersegte, was ihnen an äußerem Wohlstand gebrach. Sie selbst erzählt darüber:

„Mein Vater war sehr fromm und rechtschaffen. Er war von gesetztem, aber doch heiterem Gemütt. In seiner Armut mußte er sich sehr plagen, doch war er nicht ängstlich um Erwerb. Mit kindlichem Vertrauen stellte er alles Gott anheim und tat seine harte Arbeit wie ein treuer Knecht ohne Angst und ohne Geiz.“

Nahm mein Vater mich früh morgens mit hinaus auf's Feld, und ging dann die Sonne auf, da nahm er den Hut ab und betete und sprach von Gott, der seine Sonne so schön über uns aufgehen lasse. Er sagte auch oft, es sei eine üble Sache, wenn man so lange im Bett bleibe, daß die Sonne auf den Schlafenden scheine; denn von daher kämen Dinge, worüber Haus und Hof, Land und Leute zu Grunde gingen. Da sagte ich einmal: „Mir kann das nichts tun, denn an mein Bett kann die Sonne nicht hinkommen.“ Er aber versezte: „Wenn du auch die Sonne nicht siehst, wenn sie aufgegangen ist, so sieht sie doch alles und scheint überall durch.“ Da nahm ich mich sehr in acht! —

Wenn wir morgens vor Tag hinausgingen, da sagte mein Vater auch: „Sieh, jetzt ist noch kein Mensch durch den frischen Tau gegangen! Wir sind die ersten, und wenn wir fromm beten, segnen wir Land und Feld ein. Es ist so schön, wenn man durch den ersten, noch unberührten Tau gehen kann; da ist noch der frische Segen, noch ist keine Sünde getan im Feld draußen, noch ist kein böses Wort gefallen. Kommt man später hinaus, und ist all der Tau von den Leuten schon zertreten, so ist es, als wenn alles beschmutzt und verdorben wäre.“

Zuweilen mußte ich auch mit dem Vater auf den Acker gehen, das Pferd führen, die Egge heben und allerlei Handreichung tun. So oft wir umwendeten oder stille standen, sprach er: „Wie schön ist nun das! Siehe, da können wir gerade nach Koesfeld zur Kirche und zum heiligsten Sakrament hinjehen, und unsern Herrgott anbeten! Da sieht er auch uns wieder und segnet alle Arbeit.“

Wenn es zur hl. Messe läutete, zog er den Hut ab und betete und sagte: „Nun wollen wir die ganze hl. Messe mitanhören!“ Und unter der Arbeit sagte er dann: „Jetzt ist der Priester beim „Gloria“, jetzt ist er beim „Santus“, und jetzt müssen wir mit ihm dies und jenes beten und uns segnen.“ — Nachher sang er auch manchmal einen Vers oder pfiff ein Stückchen. Und wenn ich die Egge hob, sagte er: „Nun reden die Leute immer von Wunder, und wir leben doch von lauter Wunder und Gnade Gottes!“ Schau' das Körnlein in der Erde! Da sieht es, und kommt daraus ein großer Halm hervor und bringt es hundertfältig wieder; das ist wohl auch ein großes Wunder!“

Am Sonntag nach dem Mittageessen erzählte uns der Vater immer die ganze Predigt und erklärte uns alles ganz erbaulich. Er las uns auch die Erklärung des hl. Evangeliums vor.

Von gleicher Frömmigkeit und Geistigkeit war auch die Mutter. Anna Katharina erzählte von ihr noch im späten Alter:

„Den ersten Katechismus habe ich von meiner Mutter gelernt. Ihr Sprichwort war: „Herr, wie Du willst, und nicht, wie ich will! — Herr, gib mir Geduld, und dann schlag' tüchtig zu!“ Und das habe ich allezeit behalten.“

Wenn ich mit anderen Kindern spielte, sagte die Mutter: „Wenn die Kinder schön fromm miteinander spielen, sind die Engel und das Jesuskind mit dabei.“ Ich nahm das als gewisse Wahrheit ohne alle Verwunderung an, und sah oft mit rechter Begierlichkeit nach dem Himmel, ob sie bald kämen, glaubte auch manchmal, sie wären unter uns. Damit sie aber ja nicht ausbleiben sollten, spielten wir immer gute und fromme Spiele. Wie vergaß Vater Bernard, wenn er auch

noch so müde von des Tages Arbeit war, seine Kinder bei einbrechender Nacht zu ermahnen, für die Reisenden, für arme Soldaten und verlassene Handwerksbürchen zu beten und ihnen Gebete dafür vorzulegen. Und an den Fasttagen befahl die Mutter, daß die Kinder täglich 5 Water unser mit ausgespannten Armen beten sollten, für die Unschuld, die an diesen Tagen verführt werde. „Kinder“, pflegte sie zu sagen, „ihr wisst und verstehet das nicht; aber betet, ich weiß das gewiß.“ (Fortsetzung folgt.)

Die Hilfe des hl. Joseph.

Es war Abend und die untergehende Sonne warf ihre letzten Strahlen in das offene Fenster eines freundlichen kleinen Stübbchens. Dort saß ein Mann an dem runden Tische, den Kopf in die Hand gestützt, die Augen halb geschlossen, — er sah nicht die untergehende Sonne, — er schaute trüben Blickes hinein in sein eigenes Leben, in welchem die Sonne des Glücks für immer untergegangen schien. Ein licht- und freudloser Abend wollte sich darauf niedersetzen. — Kaum ein Jahr verheiratet, hatte ihn schon Kreuz über Kreuz getroffen. Die junge Frau, die er von Herzen liebte, weil sie eines Sinnes und Geistes mit ihm war in den höchsten und heiligsten Angelegenheiten, — die junge Frau war seiner Mutter ein wahrer Dorn im Auge und hatte von dieser in dem einen kurzen Jahr ihres Ehestandes so unsäglich viel Krankungen erfahren müssen, daß, wenn auch nicht ihr Mut und ihr Gottvertrauen, so doch ihre körperliche Kraft fast darunter zusammengebrochen war, — sie glich sich selber nicht mehr. Wer aber litt unter diesem drückenden Verhältnis schwerer und schmerzlicher, als der arme Mann! Denn wo war hier ein Ende des Leidens abzusehen!

Aber wenn einmal das Kreuz in's Haus gezogen ist, so bringt es gewöhnlich zehn andere mit sich im Gefolge. Auch hier ging es so.

Das ohnehin nicht bedeutende Vermögen des Mannes wollte nicht mehr recht ausreichen; — ein neues Geschäft anzutragen, das schien ihm in den mißlichen Zeitverhältnissen nicht geraten; stockte ja überall Handel und Wandel und man hörte nichts als Klagen und Zagen von Geschäftsleuten und Handwerkern. Und doch hätte die Kranklichkeit seiner Frau und die vermehrten Familienverhältnisse so dringend eines Zuschnitts und Zuwachs in seinem kleinen Vermögen bedurft. Kein Wunder war's, daß dem armen Mann von Tag zu Tag schwerer um's Herz wurde. Und heute abend lag es schwerer auf ihm als je!

Schon eine halbe Stunde hatte er vor sich hingebrüttet und merkte es nicht, als leise die Tür sich öffnete. Eine Hand legte sich sanft auf seine Stirn und ein ängstlich fragendes „Josef?“ weckte ihn aus seinen düsteren Träumereien.

„Josef!“ wiederkholte das junge Weib und ihre Stimme zitterte, „was ist dir?“

Und als bei dieser Frage der Mann das Haupt erhob und sie seine Augen feucht und trübe sah, fuhr sie mit inniger Liebe fort:

„O Josef, nur das nicht! Schau, alles will ich gern und willig ertragen und gewiß zufrieden sein, wie unser Herrgott es mit uns macht, — nur so kann ich dich nicht sehen! O, laß doch den Mut nicht ganz sinken. Schau, ich glaub' ganz gewiß, es wird mit der Zeit anders und besser kommen, als es jetzt ist!“

„Ich hätt' gar nicht heiraten sollen“, sagte düster der Gatte. „Du bist unglücklich geworden, das kann

ich mir nicht verhehlen, und ich bin auch nicht glücklich! Die Bitterkeit der Mutter gegen uns beide wird nur immer größer, — unser Vermögen immer kleiner, — meine Sorgen immer schwerer! O Maria, welch' eine Zukunft liegt vor uns beiden! Ich kann ihr nicht in's Auge sehen, ohne zu zittern!" Die junge Frau beruhigte den armen Mann, so gut sie konnte und sagte dann zu ihm: „Höre, Josef, mir fällt etwas ein, das dich gewiß trösten soll! Schau, da hab' ich schon seit Tagen bei der Handarbeit in Ott's neuem Josefi-Buch gelesen, das mir die Klosterfrauen geliehen haben, und da stehen so schöne und wundervolle Sachen von deinem Namenspatron drin, daß ich oft habe weinen müssen vor lauter Freud' und Leid miteinander!

„Und gedacht hab' ich mir hundertmal dabei: wer das Buch liest und nicht in jeder Not zum lieben hl. Joseph geht und den um Hilfe ansleht, der müßte wahrlich ein Narr sein!"

„Da hab' ich ihm denn heute — wie ich wieder in Ott's schönem Buche gelesen — verprochen, von dem Gelde, was meine Näharbeiten uns einbringen, jeden Mittwoch ihm zu Ehren vor seinem Bilde das Lämpchen für die armen Seelen brennen zu lassen und jeden Tag ein ganzes Jahr seine Litanei zu beten. Das hab' ich ihm für mich verprochen, dich aber, mein Joseph, bitt' ich nun recht sehr, daß du auch heut' abend noch — es ist grad' Mittwoch — eine neuntägige Andacht mit mir anfängst zu unterm lieben Vater Joseph, die wir mit einer ihm zu Ehren gegebenen Almosen schließen wollen. Ist's dir recht so, Joseph?"

Der arme Mann war zu tief drunten in seinem Leiden: er wollte nicht recht Hoffnung fassen auf St. Joseph. Er habe ihm schon manches Opfer gebracht, meinte er, aber St. Joseph scheine ihm alles nur mit neuen Kreuzen zurückzuzahlen. Auf Andringen der Frau aber entschloß er sich zur neuntägigen Andacht. Acht Tage waren vergangen — die beiden Eheleute hatten recht fleißig und inständig mitsammen gekniet und gebetet vor dem kleinen Hausaltare, von dem ein großes Bild des hl. Joseph so mild und so freundlich niederschaute auf die zwei Hilfesuchenden. Aber bis jetzt schienen sie keine Hilfe finden zu sollen. Die Gesundheit Mariens wurde immer leidender, daß Herz des armen Gatten immer bedrückter, der Zustand im Hause eher schlechter als besser. Dennoch beteten beide unverdrossen fort. Am letzten Tage der Novene klopste es an der Haustür. Der Postbote brachte zwei Briefe. Der eine war mit Geld beschwert, der andere trug den Poststempel K. bei W.

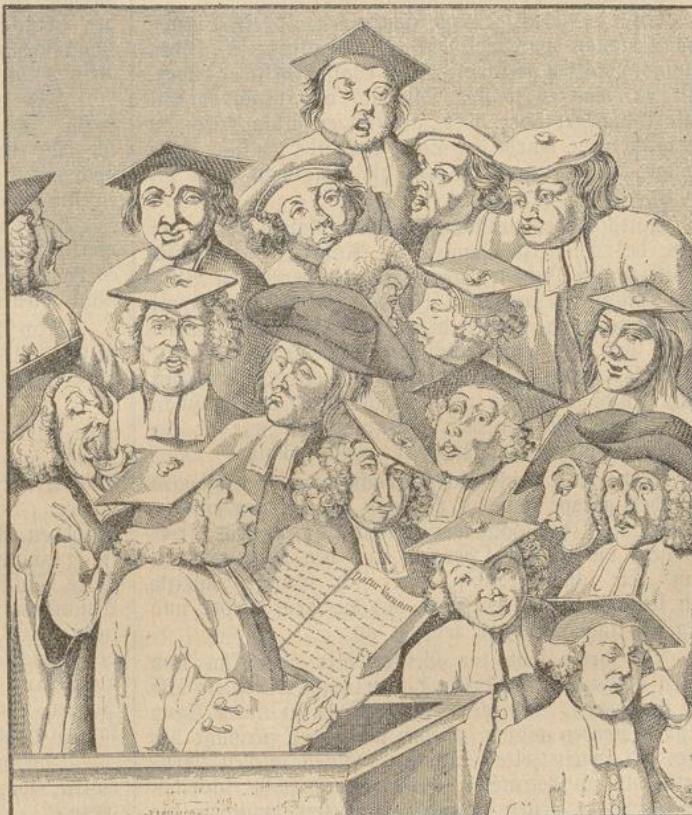
„Komm' her, Marie!" sagte der Gatte mit bewegter Stimme, „und sieh', was der liebe hl. Josef heute für uns beide hat! Hier ist eine Summe Geldes, das unserer drückendsten Verlegenheit für's Erste ein Ende macht, — man schickt sie dir aus J... für einige deiner früheren Arbeiten; viel mehr ist's, als du verdient, — und welch' liebe, gütige Worte dabei! Und hier ist ein Brief von unserem teuren Freunde, dem hochwür-

digen Herrn N. Höre nur! Er kommt in wenigen Tagen hierher, um ganz in der Nähe Sommerfrist zu machen. Wir sollen ihn nächsten Mittwoch vom Bahnhof abholen!"

Mit großen Augen hatte die junge Frau zugehört. Dann flüsterte sie unter Tränen: „O lieber hl. Joseph, — das hast du getan, — jetzt kommt die Hilfe!"

Und die Hilfe war wirklich gekommen für die beiden Eheleute.

Als nach einigen Wochen der geistliche Hausfreund wieder abreiste, da konnte das junge, schwerge-



Aus der guten alten Zeit. Eine Vorlesung über Philosophie in England.
Von Hogarth.

prüfte Paar Gott manchen warmen Dank abstatthen für die Hilfe, die ihm durch den Geistlichen geworden.

Heiteren und hellen Blickes sehen beide wieder ins Leben und in die Zukunft, wenn auch noch manches Kreuzlein als Unterpfand der Gottesliebe auf ihnen ruht. So möchten wir nun zu allen Leidenden sagen, was einst der König von Egypten zu seinen Untertanen sagte, wenn sie ihn in der Hungersnot um Hilfe batzen: „Geht zu Joseph!“ Und sie gingen vertrauensvoll zu Joseph, dem Patriarchen, klagten ihm ihre Not und dann übergaben sie sich ihm mit den Worten: „Unser Heil ist in deinen Händen!“ Und der Patriarch hat geholfen!

Der böse Trieb im Menschen ist zuerst wie Spinnweben, dann wie ein dices Tau.

Die böse Neigung ist anfangs ein Fremdling, dann ein Gast und schließlich der Herr im Hause.

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

16. Kapitel. Umschlopogaas gewinnt die Blitz-Axt.

Viele Monate waren bereits verstrichen, seitdem Umschlopogaas mit Galazi König der Wölfe geworden war. Er war inzwischen zu einem großen, breitschulterigen Manne herangewachsen. Kaum einer fand sich, der ihm an Gewandtheit und Kraft, an Mut und tollkühner Entschlossenheit gleichgekommen war. Er war der beste Schnellläufer im ganzen Zululand, und sein Auge sah bei Nacht fast so scharf wie am hellen Tag.

Doch das alles genügte ihm nicht; all sein Sinnen und Drachten war vielmehr auf die Blitz-Axt des Königs Tschikiza gerichtet. Diese Waffe wollte er haben, koste es, was es wolle. Oft und oft sprach er mit Galazi darüber; der aber, an sich einsilbig und von wenig Worten, wurde der Sache bald überdrüssig. Ihm genügte die Donnerkeule und die Herrschaft über die Geister-Wölfe.

Eines Tages versteckte sich Umschlopogaas in der Nähe des Tschikiza-Kraales im Röhricht. Er hoffte Tschikiza, den Unbesiegbaren mit der herrlichen Blitz-Axt, wenigstens zu sehen. In der Tat sah er einmal von Ferne einen großen, dichtbehaarten Mann einhergehen, der auf seiner Schulter eine große, spiegelblanke Axt trug. — Jetzt war es vollends aus mit seiner Ruhe. Stunde um Stunde hielt er Ausschan und quälte sich mit dem Gedanken ab, wie er die prächtige, die einzige Waffe erringen möchte!

Siehe, da kam plötzlich ein hochgewachsenes, schönes Mädchen gerade auf das Röhricht zu, in dem er verborgen lag. Ihre Haut war kupferbraun, wie die Armbänder, die sie am Oberarm und den Handgelenken trug. Sie schien traurig, warf sich, wenige Schritte von Umschlopogaas entfernt, auf die Erde nieder und sang zu klagen und zu seufzen an:

„O wenn doch die Geisterwölfe über ihn und diesen abscheulichen Masilo kämen! Ich würde sie alle auf ihn hetzen, auch wenn ich selbst dabei unter ihren Zähnen sterben müßte. Lieber wäre mir fürwahr der Tod, als so ein fettes Schwein! Einen solchen Menschen soll ich heiraten? Nein, lieber stoße ich ihm gleich in der ersten Nacht ein Messer zwischen die Rippen! Wäre ich doch Königin der Geister-Wölfe! Hah, da könnte man im Kraale des Tschikiza Gebeine auflesen, bevor der nächste Mond am Himmel steht!“ Umschlopogaas, der all dies gehört hatte, richtete sich plötzlich vor dem Mädchen in seiner ganzen Länge auf. Um seine Schultern hing eine schwarze Wolfs Haut und über seinem Scheitel gähnte drohend ein schrecklicher, mit vielen scharfen Zähnen besetzter Wolfsrachen. „Die Geister-Wölfe sind da, mein holdes Kind“, begann er; „sie sind stets zur Hand, so oft man sie braucht!“

Einen Moment zuckte das Mädchen ängstlich zusammen und wurde achgrau vor Schrecken, dann aber blickte sie voll Bewunderung auf die großen schwarzen Augen, die mit sichtlichem Wohlgefallen auf ihr ruhten.

„Wer bist denn du?“ wagte sie zu fragen. „Ich fürchte mich nicht vor dir.“ „Du hättest aber doch Grund, mich zu fürchten; denn ich bin einer der schrecklichen Wolfsbrüder und hause als Zauberer auf dem Geisterberge. D'rüm, Mädchen, sieh' zu, daß dir kein Leid geschieht!“

„Was könnte mir übrigens geschehen, als was mir bereits begegnete? Du hast sicherlich vorhin jedes meiner Worte gehört.“

„Ich hörte sie wohl; doch erzähle mir nun deine Geschichte; vielleicht kann ich dir helfen.“

„Da ist wenig zu erzählen, und solche Geschichten, wie die meine, gibt es jaft jeden Tag. Ich heiße Zinita, und Tschikiza, der Unbesiegbare, ist mein Stiefvater. Er heiratele vor Jahren meine Mutter; sie ist jetzt tot, und von seinem Blut fließt kein Tropfen in meinen Adern. Nun kam da jüngst ein alter, jetter Mensch, Masilo mit Namen, daher und bot eine Menge Vieh für mich an. Mein Stiefvater ging auf den Vorschlag ein und will mich nun wirklich an diesen unausstehlichen Menschen verheiraten.“

„Gibt's da wirklich gar keinen Ausweg?“

„Es gibt nur einen: den Tod! Wenn ich sterbe, so ist alles aus. Stirbt Masilo, so hab' ich zwar eine Zeitlang Ruhe, werde dann aber schließlich doch an einen anderen verachtet. Am besten wär's, es stirbe Tschikiza, das gäbe mir freiere Wahl.“

Bei diesen Worten war das löse Gehäupt gar merkwürdige Blicke auf Umschlopogaas. — „Wie steht es denn, Wolfsmann, ist dein schwärzgraues Bölkchen nicht wieder bei Appetit?“

„Ich hab' keinen Grund, meine Wölfe auf ein stilles, friedliches Haus zu hetzen. Weißt du keinen andern Weg?“

„Doch, es gäbe schon noch einen Weg, und dabei wäre dir nicht weniger geholfen, als wie mir selbst. Weißt du, wer bei uns König ist? Jener, der die Blitz-Axt trägt. Gelingt es einem, diese Waffe zu erobern — das muß aber in ehrlichem Zweikampf geschehen, Raub oder Diebstahl hülfe da nichts —, so ist er zugleich Chief unseres Stammes. Gegenwärtig ist es Tschikiza, mit dem Beinamen der Unbesiegbare. Einundfünfzig tapfere Männer haben es bereits versucht, Axt und Herrschaft ihm streitig zu machen; vergebens, ihre Köpfe sind vor Tschikizas Kraalhütte aufgetürmt und bleichen nun im Sonnenschein. Seit Jahren hat sich keiner mehr zum gefährlichen Zweikampf gemeldet.“

„Wenn aber neuerdings ein Mann das wagen wollte, wann fände sich wohl Zeit und Gelegenheit hiezu?“

Schr bald; jedes Jahr beim ersten Neumond der Sommerszeit hält Tschikiza mit seinen Indunas eine große Beratung ab. Das erste dabei ist, daß er an alle Anwesenden die Frage stellt, ob einer mit ihm kämpfen wolle, um die Axt zu gewinnen und an seiner Statt Chief zu sein. Meldet sich einer, so gehen sie zusammen in die Tzibaza (den Viehraum), um hier die Sache zum Austrag zu bringen. Bisher kam Tschikiza bald wieder mit dem Kopf seines Gegners zurück und setzte dann die Beratung fort, als wäre nichts geschehen. Jeder hat das Recht, zum Zweikampf sich zu melden; doch, wie gesagt, seit Jahren hat auch nicht einer es gewagt.“

„Wie aber, wenn ich selber Lust dazu hätte?“

„Das täfe sich gut; denn gerade bei jener Versammlung will mich Tschikiza an Masilo verheiraten. Wird er besiegt, so ist sein Gegner unser Chief und er kann mich zum Weibe geben, wem er will.“

Umschlopogaas verstand recht wohl, was sie damit sagen wollte. Das schöne, mutige Mädchen gefiel ihm wohl, obwohl ihm sonst Frauenliebe absolut fremd war.

„Gut“, sagte er, „jolste ich die Art gewinnen, so soll Zinita nicht fern von deren Schatten wohnen!“

„Schön gesprochen, Wolf-Mann; doch vor allem mußt du die Art haben. Viele haben es schon versucht, sie zu bekommen, doch nicht einem einzigen ist es gelungen.“

„Einer wird vielleicht doch der Glückliche sein“, meinte Umschlopogaas, machte kehrt und eilte mit großen Schritten dem Geisterberge zu.

Hier erzählte er Galazi alles, was ihm mit Zinita begegnet war. Dieser war, seitdem sein Vater von einem seiner eigenen Weiber vergiftet worden war, auf Frauen überhaupt nicht gut zu sprechen, und die Reden Zinitas wollten ihm schon gar nicht gefallen. „Das Mädchen mag schön sein“, sagte er, „doch sie hat ein hartes, grausames Herz. Ich fürchte, du wirst noch viel Trubel mit ihr haben. Schlag' auch den Gedanken an die Blitz-Art aus den Sinn; bleib' bei mir im schönen Wald und regiere nach wie vor die Geister-Wölfe. Die sind sicherlich treuer, als jene falsche Zinita.“

Doch Galazi predigte tauben Ohren. Zwei Wochen später war Neumond, und da stand Umschlopogaas in aller Frühe vor ihm mit dem Entschluß, nach Tschifizas Kraal zu gehen, die berühmte Blitz-Art zu gewinnen. Er hatte eine Umutsha angelegt und um dieselbe eine Wolfshaut gebunden. In der Linken hielt er einen großen starken Schild, den er sich eigenhändig aus einer Büffelhaut zurecht gemacht, in der Rechten aber die kleine, mondähnliche Art, mit der er einst Tschakas Häuptling erschlagen.

„Eine armselige Waffe das“, meinte Galazi, die Art mit verächtlichem Blicke streifend.

„Sie soll mir bald zu einer besseren verhelfen!“ Galazi begleitete Umschlopogaas bis in die Nähe von Tschifizas Kraal und verbarg sich dann im Schiff. Jener aber mischte sich unter das Volk, das sich in großen Häusen in den weiten Hör drängte, der Tschifizas Kraal umgab. Der Chef saß, von seinen Räten umgeben, vor seiner Hütte, und rechts und links von ihm waren an den Türposten die Schädel derer aufgeschichtet, die im Kampf um die Blitz-Art gefallen waren. Er war ein Hüne von Gestalt, dicht behaart und wußt drohende Blicke um sich. An seinem linken Arm trug er die mit einem Lederriemen befestigte Blitz-Art; und alle, die ihm nahten, grüßten zuerst die Art und erwiesen ihr königliche Ehren.

Auch Zinita war in der Nähe; sie trug dem Chef und seinen Räten fleißig Bier zu und beobachtete nicht ohne Besorgnis den kühnen Umschlopogaas, der sich in geringer Entfernung vom Chef niedergelassen hatte. Ihre vollste Verachtung aber zeigte sie dem ungeheuer schweren, fetten Masilo, der zur Rechten Tschifizas saß und seine kleinen, zwinkernden Augen fortwährend auf Zinita gerichtet hielt.

„Männer“, begann Tschifiza mit rollenden Augen, „die Sache, weshalb ich euch hierher berufen, ist die: Ich bin entschlossen, meine Stieftochter Zinita dem Masilo als Weib zu geben. Die Frage dreht sich nur noch um die Menge. Ich verlange 100 Stück Ochsen, denn das Mädchen ist groß und schön, ein seines Kind, und, was die Hauptfrage ist, sie ist meine Tochter, wenn auch nicht von meinem Blut. Masilo aber bietet mir bloß 50 Ochsen dafür an; was sagt ihr nun dazu, meine Räte?“

„Alles gut und schön, König der Blitz-Art, Unbesiegbarer“, erwiderte einer der Räte, doch in erster

Linie kommt heut' eine andre Sache zum Austrag. Nach uraltem Brauch mußt du die Frage stellen, ob sich keiner zum Wettsstreit melden will um die Art und die Herrschaft über das Volk.“

„Soll ich mit der dummen Frage denn ewig keine Ruhe mehr finden?“ brummte der Chef. „Mehr als fünfzig hab' ich schon erschlagen, ohne daß mir auch nur die Haut gerichtet wurde und seit Jahren stehe ich wie ein Hahn auf dem Dünghaufen und rufe und rufe, und kein Mensch gibt mir Antwort. Ist übrigens heute einer da, der mit mir kämpfen will, so trete er hervor!“

Da stand plötzlich Umschlopogaas mit seinem mächtigen Schild auf und rief ihm zu: „Hier ist einer, der's versuchen will! Ja, Tschifiza, ich will mit dir streiten um die Blitz-Art und die Herrschaft über dein Volk!“

Tschifiza lachte wild auf. „Wie?“ schrie er, „du willst mit mir kämpfen? Man sieht dich ja kaum hinter deinem großmächtigen Schild! Wie heißtest du übrigens und welches ist deine Abstammung? Komm', sag' mir's schnell, bevor ich dir den Kopf vom Rumpfe schlage!“

„Was liegt am Namen und der Abstammung? Die Blitz-Art will ich haben, und an deiner statt will ich auf dem Richtersthule sitzen und den Handelschlichten zwischen der schönen Zinita und dem fetten Schweine da, ansonst Masilo genannt.“

Das war dem Chef zu viel. Rasend vor Wut schrie er dem Volke zu: „In die Isibaya, in die Isibaya! Ich will diejenig langbeinigen Laffen da zeigen, was es heißt, den König der Blitzart zu beleidigen!“

Wenige Augenblicke darauf standen sich die beiden Zug' in Zug' im Vieh kraal gegenüber, während sich das zahlreich versammelte Volk ringsum der Mauer entlang aufstellte.

„Der junge Mann ist schlecht bewaffnet“, jagte ein erfahrener Krieger Galazi zu Gehör, der sich inzwischen ebenfalls genährt hatte, „ein unbändig großer Schild und eine lächerlich kleine Art! Es sollte gerade umgekehrt sein. Seht nur Tschifiza, den Unbesiegbaren, an! In der Linken hält er einen kleinen Schild, als ging' es zum fröhlichen Tanz, seine Rechte aber hält mit sicherem Griff die mächtige Blitzart.“

„Nur zu wahr gesprochen“, dachte Galazi, denn es um das Leben seines vielgeliebten Umschlopogaas allmählich bange wurde.

Da erfolgte plötzlich das Zeichen zum Angriff. Tschifiza, des Sieges gewiß, rannte blindlings auf seinen Gegner los. Dieser stand wie angemauert, doch in dem Augenblicke, da der Chef zum Streiche ausholte, machte er mit fahnenartiger Geschwindigkeit einen Seitensprung und schlug ihm, da er an ihm vorbeirannte, mit der Querseite seiner kleinen Art klatschend auf die Verlängerung seines Rückens.

Die Zuschauer brachen darob in ein unbändiges Gelächter aus, was den rasenden Tschifiza vollends außer Rand und Band brachte. Wild wie ein Stier rannte er mit hocherhobener Art neuerdings auf Umschlopogaas los. Dieser stieß einen Schrei aus und wandte sich zur Flucht. Der Chef eilt ihm wutschauend nach. Zu weitem Bogen ringsherum in der geräumigen Isibaya geht die wilde Jagd; nur um eine Speerlänge ist Umschlopogaas seinem Gegner voraus. Soweit es möglich, kehrt er der Sonne den Rücken und hält den Blick beständig seitwärts gerichtet, am Schatten seinen

Berfolger genau beobachtend. Schon haben sie zum zweitenmale die Runde gemacht, da sieht Umschlopogaas, wie der Chief allmählich zu keuchen und zu wanken beginnt. . . rasch wie der Blitz weicht er plötzlich zur Seite und wirft dabei zugleich seinen riesigen Schild dem Gegner zwischen die Füße. Der verwickelt sich im Riemenwerk, wankt — und stürzt der Länge nach zu Boden.

Im Nu, wie ein Geier auf dem Huhn, steht Umschlopogaas über ihm — und entzieht ihm mit einem einzigen Ruck die Blitz-Axt!

Die ganze weite Tsibaya widerhallte dabei von tausendfältigem Zuruf, denn alle Anwesenden sahen in Umschlopogaas bereits ihren neuen Chief, und staunten über seine unübertreffliche List und Gewandtheit. Dieser aber erhob triumphierend die heisumstrittene Blizart, ließ sie im Sonnenglanze leuchten und funkeln, und konnte kaum den Blick wenden von der scharfen, mäßig gebogenen Schneide, der breiten Kehrseite, und dem herrlichen, aus dem Horn eines Rhinoceros gearbeiteten Griff, der mit Kupferdraht umspinnnen war, und in einem kräftigen Knoten endigte. Zuletzt drückte er seine Lippen darauf und rief im Übermaße seiner Freude aus:

„Sei mir herzlich begrüßt, vielliebe Waffe! Willkommen, du einzigeure Braut, die ich im Streite mir erwarb! Wir wollen treu zusammenhalten, fürwahr in guten und bösen Tagen, und nichts soll uns scheiden können hiemieden, als nur der Tod!“

Tschitiza aber stand ganz gebrochen nebenan und heulte laut auf, hatte er doch mit der Blizart alles, alles verloren.

„Frisch auf zum Kampf“, rief Umschlopogaas ihm zu, „dort liegt die kleine, mondförmige Axt und der große, aus einer Büffelhaut gefertigte Schild, womit ich zuerst den Angriff wagen müsste.“

Mechanisch bückte sich Tschitiza nach der kleinen Axt, — ach, wie verächtlich erschien sie ihm gegen seine unvergleichliche Blizart, — zornig warf er sie wieder weg und wandte sich zur Flucht. Umschlopogaas ließ ihm einen bedeutenden Vorprung, eilte dann in ein paar mächtigen Sprüngen auf ihn zu und versetzte ihm mit seiner Blizart hart am Eingang der Tsibaya einen Schlag, daß er keines zweiten mehr bedurfte.

Damit war Umschlopogaas Besitzer der Axt und Chief eines mächtigen Stammes. Doch sofort ward ihm Axt und Herrschaft streitig gemacht durch Tschitizas zehn erwachsene Söhne. Es waren große, im Kampfe wohl erprobte Männer; dazu waren sie voll Wut über den jüben erlittenen dreifachen Verlust: des Vaters, der Blizart und der Herrschaft.

„Wie?“ rief Umschlopogaas erstaunt, „habe ich nicht die Axt in ehrlichem Kampfe mir errungen und bin ich infolgedessen nicht der rechtmäßige Chief dieses Stammes?“ „Das ist unbestritten“, entgegnete einer der anwesenden Räte, „doch vergiß nicht, wer die Blitz-Axt hat, muß mit jedem den Wettkampf aufnehmen, der ihn dazu auffordert. Hier haben sich zehn zum Kampfe gemeldet, mit jedem derselben mußt du kämpfen.“

„Dazu gebricht es mit heute an Zeit, denn ich muß noch den Handel zwischen Zinita und Wasilo schlichten. Uebrigens ist mein Vorschlag der: Ich suche mir in der Menge einen Genossen aus, der mir bei steht im Streit. Zu gleicher Zeit wollen dann wir zwei gegen jene zehn den Wettkampf bestehen.“

Alles jubelte Beifall; am meisten aber freuten sich darob Tschitizas Söhne selbst, denn eine günstigere

Aussicht auf den Sieg konnte man ihnen kaum mehr bieten. Umschlopogaas aber ging geraden Weges auf Galazi zu, den er längst unter der Menge bemerkt hatte. „Da ist ein wackerer Mann“, sprach er, „und auch seine Keule dünkt mir gut. Sag' mir, Keulenträger, willst du mein Genosse sein in dem soeben besprochenen Wettkampf?“

„Das will ich fürwahr, Chief der Blizart. Einer des anderen Schüg, wollen wir nicht nur gegen zehn, sondern gegen zwanzig und dreißig den Kampf aufnehmen.“ Und wie nun die beiden jungen, hochgewachsenen Männer zusammen in die Mitte der Tsibaya schritten, sich Rücken gegen Rücken aneinander stellten, und drohend ihre Waffen erhoben, da kam es wie Meeresbrandung von der Menge her: „Die Wolfsbrüder, die Wolfsbrüder! Die Bliz-Axt bei der Donnerkeule! Die Unbesiegbarer, niemand vermag gegen sie aufzukommen!“

Dennoch wagten die zehn Brüder den Kampf. Vergabens, nach wenigen Minuten lagen ihrer sechs tot am Boden; die vier übrigen sahen das Nutzlose ihres Beginnens ein, und anerkannten Umschlopogaas als rechtmäßigen Chief.

Dieser aber ging gelassen auf den Sitz zu, den Tschitiza kurz zuvor eingenommen hatte, und nahm nun als Schiedsrichter den Handel Zinitas mit Wasilo wieder auf. Er entschied den Streit kurzer Hand folgendermaßen:

„Wasilo, wie ich sehe, hast du Zinita ganz gegen ihren Willen heiraten wollen, und hast ihr vielen Trubel gemacht. Ich hätte gute Lust, dich dafür den Assagai lässen zu lassen. Doch ich will gnädig sein. Dafür sollst du aber Zinita eine Brautgabe von 100 Stück Ohren geben. Die Braut selbst gehört mir!“

Wasilo tat, wie ihm geheißen, entfernte sich aber dann mit wilden Drohungen. Bei Tschitiza, dem großen Bulukönig, wollte er seine Klage vorbringen und Rache nehmen für das Unrecht, das ihm von Umschlopogaas geschehen.

Dieser kehrte sich wenig daran, herrschte fortan über das Volk der Blizart und wurde ob seines Reichtums und seiner Tapferkeit hochangesehen bei allen Nachbarstämmen. Galazi aber weiltet nach wie vor am liebsten bei seinen Wölfen auf dem Geisterberg; nur selten kam er herab, um Umschlopogaas, den geliebten Freund, zu besuchen.

(Fortf. folgt.)

Drahtseilbahnen. (Siehe Bilder S. 211.)

Neukaledonien! Mit diesem Namen verknüpft sich allgemein der Begriff von Kannibalismus und Verbrechertum. Aber sehr mit Unrecht. Die Zeiten, in denen auf der von der Natur so sehr bevorzugten Insel wilde kriegerische Stämme häuften, bei deren Siegesmählern Menschenopfer etwas Alltägliches waren, in denen Frankreich, unter dessen Obhut die Insel steht, den Auswurf der Menschheit, die schwersten Verbrecher gegen Eigentum und Leben ihrer Mitmenschen dorthin verbannte, sind längst vorüber. Tempora mutantur und nos mutamur in illis.

Dank der Tätigkeit der Missionsgesellschaften haben sich die Kanaken schon einigermaßen zivilisiert, sodaß es zu den Seltenheiten gehört, wenn sie in den entlegenen Winkeln der Insel ihren alten Sitten und Gebräuchen huldigen, was aber durch schwere Strafen geahndet wird. Hoch kann man allerdings die Kulturstufe, auf der die Eingeborenen stehen, nicht

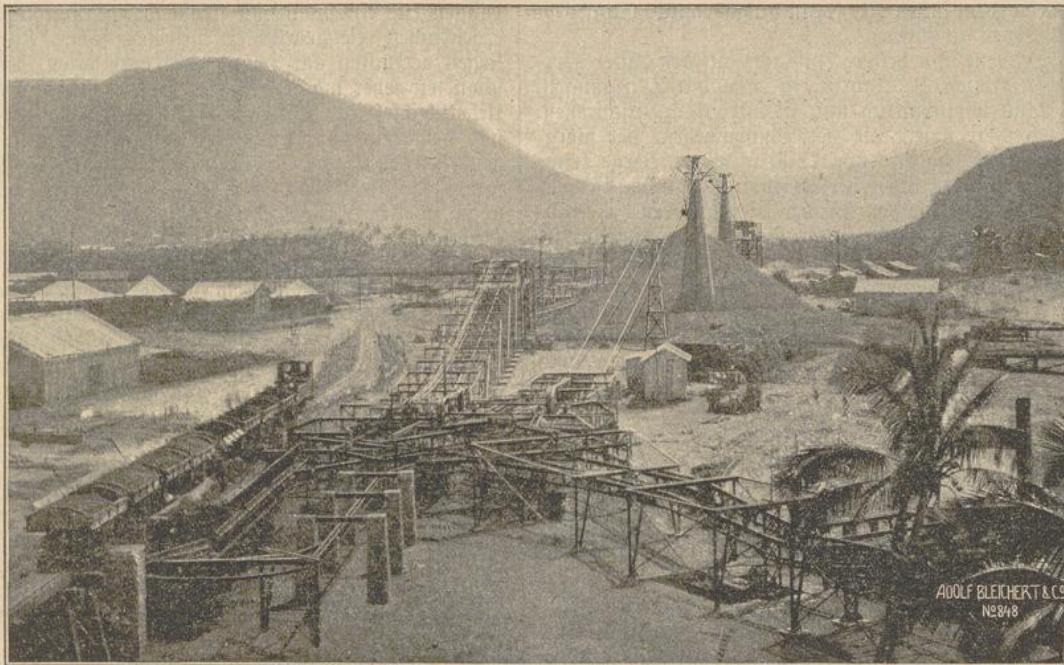


Abb. 1. Transportanlage für Erze, Kohlen u. s. w. an der Küste von Thio auf Neukaledonien,
ausgeführt von der Firma Adolf Bleichert & Co., Leipzig-Gohlis.

nennen, da sie sich gern dem Müßiggang hingeben und, als freie Naturkinder jedem Zwange abhold, sich nicht an eine regelmäßige Arbeit gewöhnen können. Aber auch hierin dürfte ein Wandel bald eintreten, da der Nachwuchs der Eingeborenen durchweg die Missionsschulen besucht, also von kleinauf zum Lernen und Arbeiten angehalten wird. Das junge Volk spricht

heute schon außer seiner Muttersprache fließend französisch.

Andererseits hat auch die Regierung ein Einsehen gehabt und die Verschickung, die für die Entwicklung der Insel nicht gerade förderlich war, aufgehoben, da die Verbannten, durch die dem Lande Arbeitskräfte zugeführt werden sollten, ebenso wie die Eingeborenen

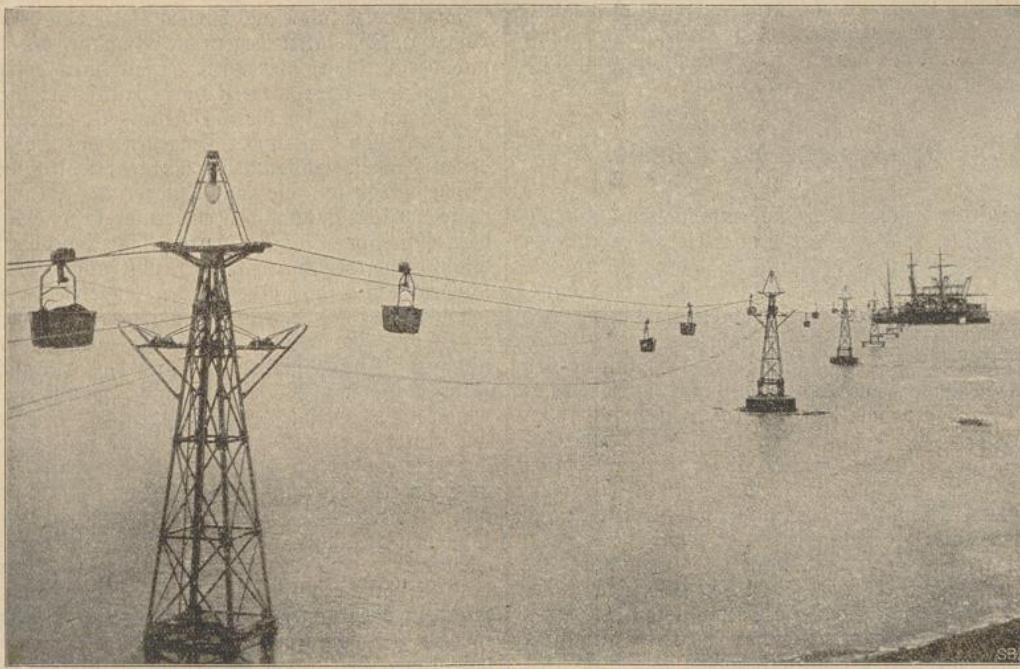


Abb. 2. Drahtseilbahn mit Landungsbrücke im Meere bei Thio auf Neukaledonien zur Verschiffung der Erze,
ausgeführt von der Firma Adolf Bleichert & Co., Leipzig-Gohlis.

sich lieber dem sitzen Nichtstun hingaben, als ein geordnetes Leben zu führen.

Seitdem nun bessere Zustände auf der Insel herrschen, seit etwa 10 Jahren, ist man daran gegangen, das Land wirtschaftlich und industriell aufzurütteln. Insbesondere wurde auf der Thiohochebene der Bergbau gefördert, da die etwa 1500 m hohen Berge reiche Erzlager (namentlich Nickelerz kommt sehr häufig vor) aufweisen. Die meisten Gruben hier gehören der französischen Gesellschaft Le Nickel, die aber wegen Mangel an Arbeitskräften zunächst an einen rationellen Abbau ihrer Minen nicht denken konnte, umso mehr nicht, da auch die Beförderung der Erze von dem Hochplateau nach der Küste, sowie ihre Verschiffung (denn die Segelschiffe konnten wegen des flachen Landes-Wassers und der häufig auftretenden Brandung nicht an das Ufer gelangen), große Schwierigkeiten bot.

Nachdem bereits vor mehreren Jahren eine Drahtseilbahn Bleichert'schen Systems erbaut war, die den Anschluß von den Minen zu einer Schmalspurbahn herstellte, hat man, veranlaßt durch die guten Erfolge mit dieser Bahn, in der letzten Zeit durch die Firma Adolf Bleichert und Co., Leipzig-Gohlis, an der Küste, in der Nähe von Thio, ausgedehnte Transportanlagen errichten lassen. Diese bestehen aus einer Reihe von Drahtseilbahnenlinien, die in eine Zentralstation am Ufer münden (Abbildung 1), von welcher eine weitere Drahtseilbahn die Verbindung zu einer etwa 1 km von der Küste entfernt im Meere liegenden Verladebrücke vermittelt. (Abbildung 2).

Die Erwartungen, die man an diese Einrichtungen geknüpft hat, sind in jeder Weise erfüllt, denn nunmehr ist die Aufschließung der Erzlagerstätten des Thiogebietes bis zu ihrer vollsten Leistungsfähigkeit ermöglicht, und damit auch zur Hebung der Kolonie, in die man jetzt auch als Arbeiter Japaner eingeführt hat, ein bedeutender Schritt vorwärts getan.

Dieses in seiner Art für schwierige Kolonialverhältnisse vorbildliche Werk wurde im friedlichen Wettstreit der Völker geschaffen, denn französischer Kaufmännischer Geist und deutsche Ingenieurkunst gingen bei der Ausführung Hand in Hand.

Die Prunkgaleere des Caligula.

(Bild S. 213.)

Von den zahlreichen hochentwickelten Einrichtungen, welche uns aus der Kaiserzeit des römischen Reiches als Zeichen einer Entfaltung der Kultur, wie man sie vorher in Europa nicht konstatieren konnte, überkommen sind, bilden die prunkenden Bauten und Geräte einen außerordentlich interessanten Beleg für Macht- und Kunstsprudlung der prachtliebenden Cäsaren. Mit dem erreichten Höhepunkt dieser Tätigkeit im Staats- wie im Hofleben machen sich indes die Anzeichen des beginnenden Verfalls bemerkbar, wie dies insbesondere in der äußerlich glanzvollen Regierungszeit Caligulas u. a. der Fall ist. Die verweichende Prachtliebe der Imperatoren erstreckt sich auf alle Gebiete der Lebenshaltung; sogar die Staatsgaleeren tragen die Merkmale des Hochstandes der Künste und auch der Lebenskraft der Mächtigen. Bekanntlich lag der große Landzirkus Caligulas an den Ufern des Sees von Nemi, auf welchem mehrere großartig gehaltene Galeeren des Kaisers diesen auf Lustreisen auf den Wässern des Sees trugen. Vornehmlich die Prachtgaleere des Kaisers muß nach den Überliefe-

rungen ein Auskund von strohender Pracht und aller erdenklichen Bequemlichkeit gewesen sein. Die Reste liegen versunken am Grunde des erwähnten Sees und schon seit jeher macht sich das Bestreben geltend, diese Überbleibsel zu heben und aus ihnen das Neuziere und den Bau zu rekonstruieren. So in neuester Zeit geschehen durch die Arbeiten der italienischen Professoren Emilio Giuria und E. Borgi, nachdem schon im 15. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung der Erzbischof Leo Alberti und etwa 100 Jahre später ein französischer Ingenieur, namens Demarati, den Grund des Sees von Nemi durch Taucher nach den Reiten des kaiserlichen Staatschiffes hatte absuchen lassen. Von letzterem röhrt auch ein Stich slämischer Herkunft über die ideale Rekonstruktion des Schiffes des Caligula her. Seither ruhten die Arbeiten jahrhundertelang, bis endlich im Jahre 1895 Borgi unter Aufgebot vieler Taucher neuerlich das gesunkene Wrack gründlich absuchen ließ. Hiernach liegen am Grunde des Sees von Nemi zwei Schiffe, und zwar Kriegsgaleeren, eines von 70 Meter Länge und 25 Meter Breite, das andere von 60 Meter Länge und 19 Meter Breite, aus welchen Dimensionen auf die Bestimmung des Schiffes zu Lustfahrten zu schließen ist, weil die damaligen Kriegsgaleeren bedeutend schmäler gebaut waren.

In dem eingeschalteten Bilde (nach dem „Scientific American“) ist dieses Staatschiff Caligulas nach dem obenerwähnten slämischen Stiche wiedergegeben. Da nach zeigen alle Teile wahrhaft kaiserlichen Luxus, ja, auf dem rückwärtigen Teile des Deckes ist sogar ein wirklicher Garten angelegt; im Vordersteven liegt das kaiserliche Zelt mit herrlicher Bekrönung durch Idealgestalten und die Sinnbilder kaiserlicher Macht.

Als Baumaterial diente den Erbauern naturgemäß Holz; zur Verbindung der Balken und Spanten wurde Bronze und Blei verwendet. So viel aus den Überresten festzustellen ist, wurden neben die Balken aus weichen Holzarten solche aus hartem Holze von bedeutender Widerstandsfähigkeit gegen die Angriffe des Wassers und der in diesem lebenden Organismen gefügt. Die weichen Holzarten dienten vornehmlich für die innere Bekleidung und für die Deckdielen; geliefert wurde das Holz von den in der Umgegend des Sees gestandenen Bäumen, während die härteren Hölzer den Lärchenbeständen und die zum Anlegen des Grundgesiges nötigen Eichenstämmen den entfernter gestandenen Wäldern entnommen worden waren. Die Hauptbalken und Planken wurden durch lange Kupfernägel, die in Abständen von 1 bis 1½ Metern eingetrieben wurden, sodass immer die jeweils aneinander grenzenden Teile miteinander verbunden erscheinen, ziemlich nahe geschlossen. Beim Anschwellen durch das Eintauchen des Fahrzeuges ins Wasser entstand sodann ein völlig wasserdichtes Gefüge des Schiffsrumpfes. Dieser wurde mit einem harten Plaster auf Deck ausgestattet und auf letzterem endlich gewebte Stoffe ausgebreitet. Gegen außen wurde der Rumpf bis zur Wasserlinie mit Bleiplatten verkleidet, deren Befestigung mittels Nachköpfiger Bleinägel von 5 bis 6 Centimeter Länge erfolgte. Da diese Platten kaum die Wasserdrückfestigkeit des Gefüges beanspruchen konnten und auch Bohrmuscheln oder sonstige Feinde hölzerner Schiffsrumpfe in dem See von Nemi nicht vorkommen und auch zur damaligen Zeit kaum darin vorhanden gewesen sein dürften, so ist nach unseren Begriffen der Zweck dieser Art der Verkleidung kaum zu ergründen.

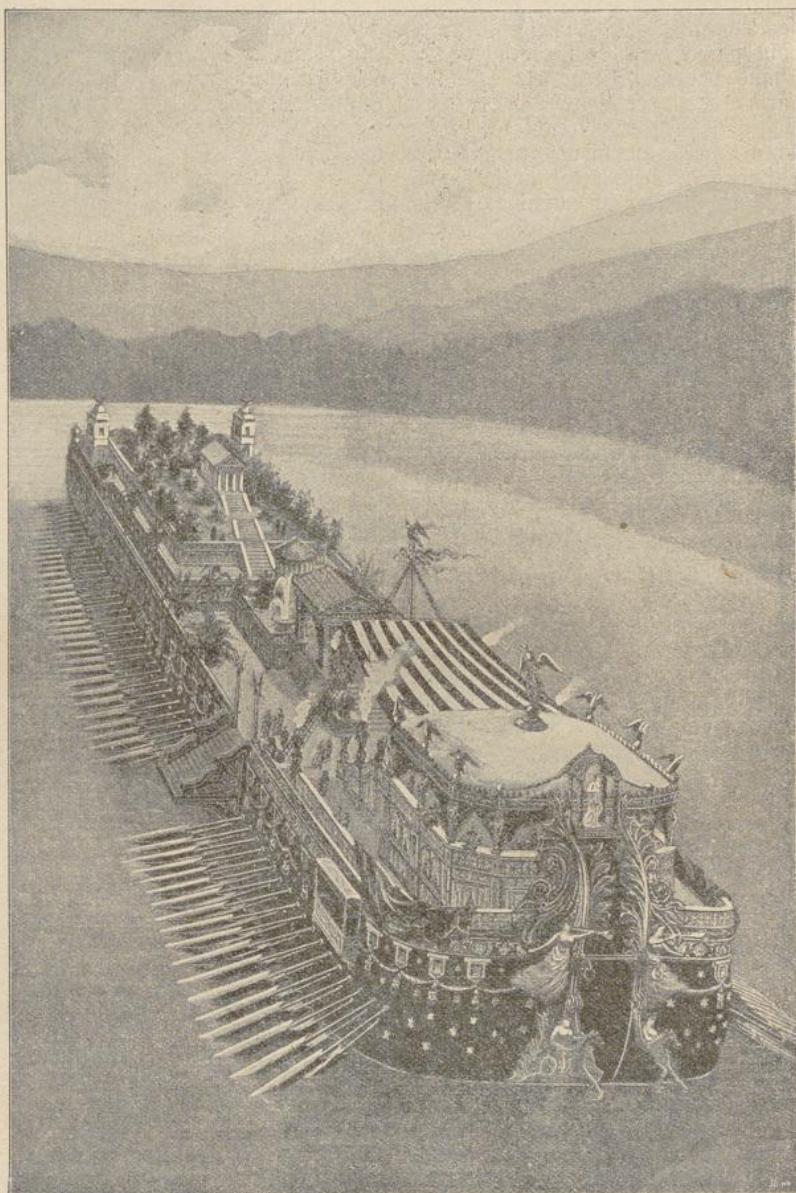
Immerhin ist der Bau des Rumpfes von technischer Bedeutung und nach allen Regeln einer hochstehenden Schiffsbaukunst durchgeführt. So zeigt das Balken-gefüge eine mehrfache Kuppelung mehrerer Stämme zu einem langen Rippenstoße, der durch Kupferklam-mern und Nägel zusammengehalten wird, um so dem Stamme des Baumes eine sichere Grundlage zu geben. Ebenso finden sich Falzungen der Holzteile, meistenteils in den Planken des Decks, die gleicher-weise heute noch durch Kupfer-nägel an die Bodenbretter des Decks befestigt sind. Doch dürf-ten auch — wie aus einem ge-jündenen Reste zu entnehmen ist — Eisennägel Verwendung ge-habt haben, da ohne Zweifel die Kupfernägel beim Eintreiben in das härtere Holz, ganz gewiß dann, wenn ein Astknoten sich entgegenstellte, verbogen und damit wenig zweckentsprechend verwendet wurden.

Wie aus der Abbildung zu ersehen ist, trug die kaiserliche Galeere einen außordentlichen dekorativen Schmuck nach dem Gebrauche und dem Geschmacke der damaligen Zeit. Größtentheils Löwen- und Tigerköpfe mit Ringen in den Rachen bildeten Reihen von Schmuck-fränzen um das Schiff herum und Sonnendächer gewährten Schutz gegen den Sonnenbrand. Diese Zierräume, darunter auch ein Medusenhaupt, welches be-kanntlich als Talisman gegen Feinde galt, und die tra-di-tionelle Hand als Talisman für eine glückliche Fahrt, wur-den ziemlich gut erhalten aus dem Seeboden gehoben und als Musealstücke eingehend untersucht. Über der Gallionsfigur war die Inschrift noch teilweise leserlich, deren Spuren sich auf den Namen Caligulas — „C. Caesaris Aug. German.“ — wie der Imperator gewissermaßen offiziell bezeichnet wurde, ent-ziffern lassen.

Gegenwärtig planen die im Eingange genannten Profe-soren noch ein Unternehmen zur völligen Hebung der ge-funkenen füllgeschichtlich wertvollen Schätze, bei welcher Gelegenheit vielleicht weitere Geheimnisse des Seegrundes der Enthüllung zugeführt werden dürfen.

Henry Roughan.

Gebieten des die Alte mit der Neuen Welt verbinden-den Atlantischen Ozeans. Tausende Schiffe aller Nationen ziehen ihre Kurse unter dem Schutze der mannigfachen Hilfsmittel, wie die moderne Navigation sie geschaffen hat. Je befahrner die Meeresstraßen des Weltverkehrs werden, eine desto wichtigere Rolle



Die Prunkgaleere des Caligula.

spielen dann die schon im Altertum als Hort der Schiffer geehrten Leuchttürme, deren Feuer als Weg-weiser zum sicheren Hafen nach langer, gefährvoller Fahrt wie der Funke des Heiles dem sich nach der Heimat sehnden Schiffen entgegenleuchteten.

In neuester Zeit hat die Küste Irlands an der südwestlichsten Spize auf einem über die höchste Flut emporragenden Fels einen neuen Leuchtturm erhalten, da dort die Fahrt durch den engen Kanal bei Kap Clear viele Gefahren für die Schiffahrt birgt und der

Der neue Riesenleuchtturm von Fastnet Rock.

(Bild S. 215.)

Die meerumtobten Küsten und Riffe Englands und der irischen Insel liegen in den meist befahrenen

Punkt selbst die äußerste Marke auf dem Wege von Europa nach Amerika ist, von dem sich noch ein letzter Verkehr mit dem Festlande bewerkstelligen lässt. Von hier aus senden die abgehenden Schiffe ihren letzten und die ankommenden Schiffe ihren ersten Gruss elektrisch nach London und weiterhin, wenn auch seit den außerordentlichen Erfolgen der drahtlosen Telegraphie die Wichtigkeit dieses Postens für die Zwecke des Korrespondenzverkehrs beeinträchtigt erscheint. Ursprünglich bestand bei Kap Clear ein aus Gußeisen gebauter Turm (1848), der sich aber in den tobend anstürmenden Wogen des Ozeans, welche bis zu der sechzig Meter hohen Laterne emporschlugen, nicht bewährte und stete festspielige Erneuerungen nötig machte.

Dies führte zur Errichtung eines neuen Turmes von 50 Meter Höhe. Außer Kosten erforderte das Bauwerk mit allen hochmodernen Einrichtungen die stattliche Summe von über zwei Millionen Kronen.

Dem ungeheuren Wogendrange Rechnung tragend, ist die Basis des Turmes von einer tiefen Quadergründung gebildet, deren Betonierung dem Sockel ein außerordentlich festes Gefüge verleiht, so daß die schwerste See ohne Schaden über das Mauerwerk gehen kann. Dies wird um so mehr erzielt, als der Turm in Abstufungen, breiter Sockel und dünnerer Schaft, sich nach oben verjüngt und nur das Laternehaus wieder breiter ausladet, welches von der Galerie französisch umgeben wird. Außerordentlich schwierig gestaltete sich der Bau wegen der in der Natur der Sache gelegenen, durch mannsfache Einflüsse bewirkten Hindernisse der Zufuhr an dem erforderlichen Baumaterial und der Landung der Arbeiter. Letztere wurden aus dem vom großen Werkdampfer abgestoßenen Boote an Seilen emporgezogen und auf das Riff gesetzt. Der Sockel des Turmes misst 18 Meter im Durchmesser, der Eingang zur Treppe liegt 17 Meter über dem höchsten Wasserstande, von wo der granitene Mittelteil noch 30 Meter bis zur Galerie hoch ist, die in acht Etagen durch eine Schneckenstiege erreicht wird. Im unteren Stiegenhaus befindet sich ein Wasserbunker von über 800 Liter Inhalt für die Wartemannschaft. Merkwürdig ist der Torabschluß mit einer mächtigen Tür aus Teakholzbohlen und der zur Verstärkung des Verschlusses dienende Flügel aus Kanonenmetall, wenn bei stürmischem Wetter die Wogen auß heftigste andonnieren.

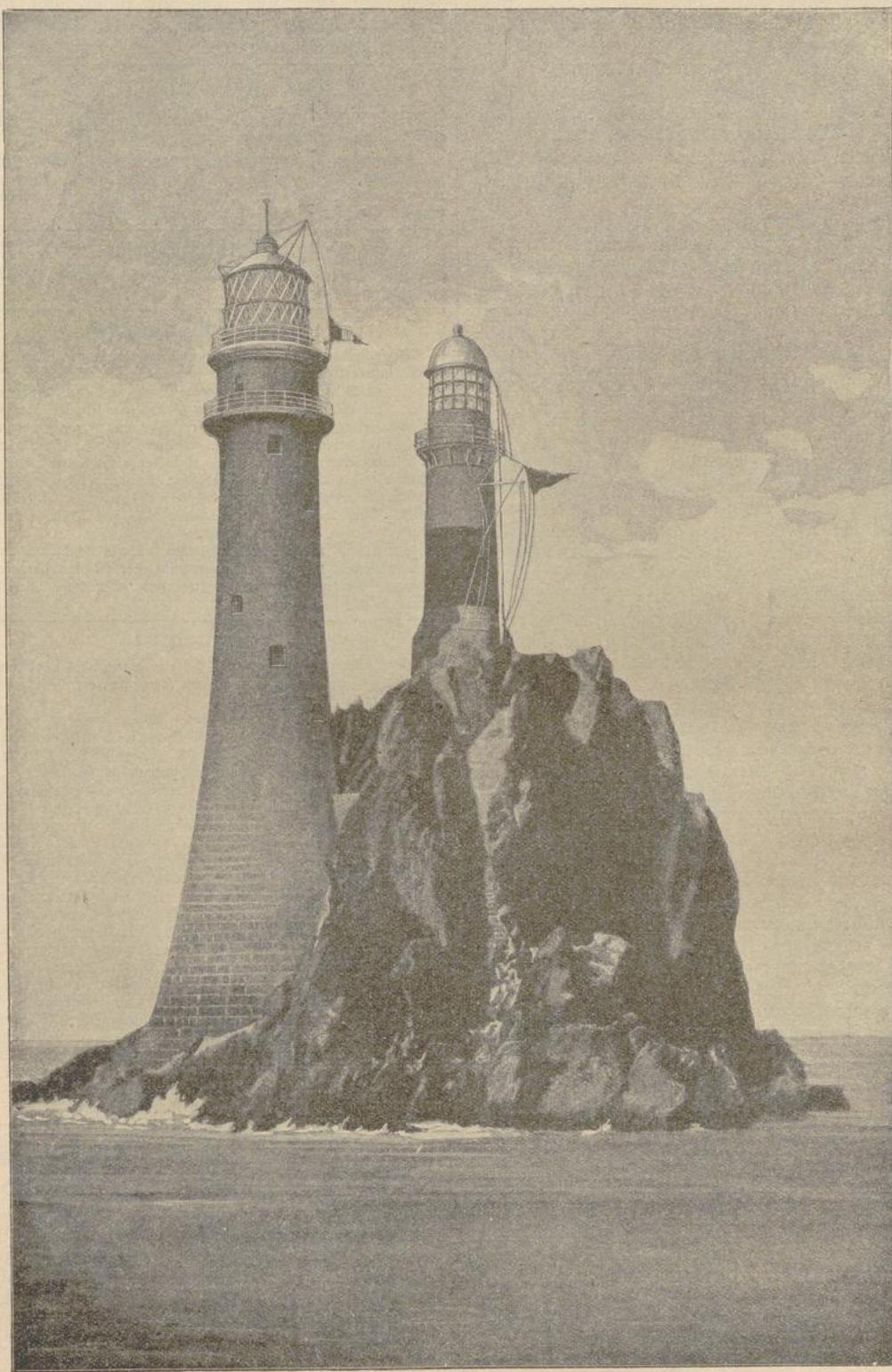
Die oberste Stufe des Tores birgt die Kammer für die Schießbaumwolladünen zum Abspielen der Nebensignale; in der zweiten Stufe lagern die Delbarrels und Delzisternen, welche letztere mit Röhren untereinander in Verbindung stehen und ein Pumpwerk enthalten, welches den Brennstoff automatisch zu den Lampen führt. Hier befindet sich auch eine Ausstattung mit Betten und Garderoben für die kontrollierenden Ingenieure und Werkleute; weiter darüber liegt die Fläche von $4\frac{1}{2}$ Meter im Durchmesser und 3 Meter Höhe mit allen Geräten zu ihrer Führung. — Die Krone des Turmes bildet natürlich die stattliche Laterne, deren Glaskörper unter Antrieb mittels eines Gewichtes von 100 Kilogramm um die Achse gedreht wird. Die eigentliche Laterne, nämlich der Leuchtkörper, ist nach der dioptrischen Type gebaut, deren Delbrenner in Serien gesetzt sind und eine Lichtquelle von 1200 Kerzenstärken darstellen.

Das Öl wird durch einen Zerstäuber verdampft und das so entstandene Gas durch Druck, ähnlich wie bei den Petroleummotoren, zu den Bunsenbrennern

gepreßt, wodurch die Flamme sparsam gespeist wird und dennoch große Leuchtkraft entwickelt. Die Glaslinsen der Blende rotieren auf Quecksilberlagern; der Gesamtapparat wiegt sechs Tonnen und dreht sich in einer Minute dreimal um seine Achse. Das ausstrahlende Licht erscheint durch die Glaslinsen eine Verstärkung auf 750 000 Kerzenstärken von glänzender Weiß, die dem elektrischen Lichte ähnlich ist. Jeder Strahl dauert $\frac{3}{25}$ Sekunden und sie sind auf 83 Kilometer unmittelbar sichtbar, auf welche Entfernung sie über die Meeressfläche blinken. H. R.—n.

Im Eisenbahn-Koupee.

Ich saß in einer Ecke des Coupés und betete Brevier. Plötzlich ein allgemeines „Ah!“ unter den Passagieren. Der Zug fauste gerade an einem imposanten, herrlich auf hohem Granitfelsen gelegenen österreichischen Stift vorüber. Da lösten sich die Zungen und geheime Gedanken wurden offenbar. Zwei Herren mit keineswegs arischen Gesichtszügen machten sich besonders bemerkbar. „O, die Pfaffen!“ — „Klerikales Prokentum!“ — „Ein Eldorado geistlicher Schmarotzer!“ — „Die Schlauberger! Die schönsten Plätze wünschten sie sich zu ergattern!“ — „Jedenfalls“, se ließ sich eine jugendliche Stimme hören, „zeugt die Wahl des Ortes von außerordentlich gutem Geschmack und von großem Verständnis für landschaftliche Schönheiten, und es ist bekannt, daß ein richtiger Sinn für die Schönheiten der Natur niemals in gemeinen Gemütern wohnt.“ „Aber ebenso könnte man sagen,“ erwiderte einer der Herren, „es zeugt dieses Riesengebäude von der unerträglichen Herrschaft der Pfaffen... Sieht's nicht aus, wie eine gewaltige Zwingburg?“ „Aber natürlich!“ Es war dieselbe jugendliche Stimme wie zuvor. Der junge Mann schien 18 oder 19 Jahre alt zu sein. „Natürlich! Und Gottlob, daß in unserm Lande so viel derartige Zwingburgen gebaut wurden! Durch jede wurde einst die Wildnis bezwungen, das unbebaute Land urbar gemacht, und für Kultur und Zivilisation gewonnen.“ „Das mag ja früher einmal gewesen sein, so anno dazumal. Aber heute haben diese mönchischen Anstalten absolut keine Existenzberechtigung mehr. Oder glauben Sie, daß einer von den wohlgenährten Schwarzen mit ihren roten Baden und blauen Nagen dort auf der Wiese heute noch arbeiten möchte?“ „Das fehlte noch“, lachte der junge Mann auf, „daß, um mit Ihren Worten zu reden, diese wohlgenährten Benediktiner — übrigens kenne ich auch ganz spindeldürre geistliche Herren — (ich weiß nicht, war's Zufall, daß er gerade in meine Ecke herüberschaut), im schwarzen Talar auf grüner Wiese dort draußen arbeiteten. Dann wäre ja erst recht des Witzels kein Ende!“ „Wenigstens würden sie ihrem Sport, dem privilegierten Nichtstun, sich nicht hingeben.“ „Sport?“ rief der junge Mann. „Das Wort ist nicht übel gewählt. Die Benediktiner treiben seit Jahrhunderten im Interesse von Kunst und Wissenschaft einen hochdealen Sport durch Instandhaltung und Vermehrung großartiger Bibliotheken und Kunstsammlungen, und vor allem einen Sport, der in unserer selbstsüchtigen Zeit immer seltener wird, — eine hochherzige, ideale Gastfreundschaft.“ „Hm! Also im Grunde doch ein geschäftiges Nichtstun! Mit solchen Stätten des Müßigganges sollte der Staat ein für allemal aufzuräumen!“ „Um ein für allemal Häuser oder Zuchthäuser daraus zu machen? Als ob der Häuser, in denen das Fluchen statt des Betens



Der neue Leuchtturm von Fastnet Rock.

an der Tagesordnung ist, noch nicht genug wären! Oder soll der Staat solche Häuserkomplexe an einige Großkäufleute verkaufen? Soll ein wohlgenährter Jude seinen Thron darin ausschlagen und einem geschäftigen Mischiggang sich hingeben?" Bei dem Worte „Jude“ schien eine Scheidung der Geister vor sich zu gehen. Einige Passagiere lächelten verständnisinnig dem Sprecher zu, aber in dem Gesichte zweier weiterleuchtete es. „Tatsache aber ist es doch“, rief einer erregt, „dass das Volk an jüdischen pomphaften Stiften gewaltiges Abergernis nimmt, und dass es sich stößt an dem unnütz hingebrauchten Leben von 80—90 Priestern in solch' palastähnlichen Gebäuden.“ „Das Volk?“ Aber da sind Sie doch ganz gewaltig im Irrtum! Das Volk stößt sich an ganz anderen Dingen. Es ärgert sich, dass eine Unsumme Geldes an Sänger und Sängerinnen, an Tänzer und Tänzerinnen, an immer größere militärische Rüstungen, an sündhaft teuren Jagdsport, an kostspieliges parlamentarisches Gezänk vergeudet wird. Dagegen weiß das Volk, das heißt die Menge, die noch christlich denkt und fühlt, recht wohl, dass zum Beispiel jenes Stift, an dem wir vorbeifahren, die Kosten eines Gymnasiums bestreitet, dass zu diesem Zweck eine Menge Herren des Stiftes staatsgeprüfte Professoren sind, dass es im Interesse des Volkes 20 bis 30 Pfarreien mit seinem Gelde unterhält, und dass ja das Stiftsvermögen zugleich auch Volksvermögen ist.“ „Volksvermögen? Wieso denn das?“ Die Frage wurde bereits in einem bedeutend kleinlauten Ton gestellt. „Sehr einfach! Weil die geistlichen Herren Kinder aus dem Volke sind und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer neue Kinder des Volkes an diesem ihrem Vermögen teilnehmen lassen. Das Volk weiß ferner, dass auf dem Stiftsvermögen eine ungeheure Steuerlast ruht, und dass besonders die Armut nie umsonst an dessen gästliche Pforte klopft. Uebrigens weiß das durch christliche Zeitungen aufgeklärte Volk noch etwas. (Hier nahm der junge Mann Kuckuck und Hut, denn sein Reiseziel war in Sicht). Das Volk weiß sehr gut, dass zwei Rothschild, zwei Juden, allein ein jährliches Einkommen haben, größer, als alle Kirchen und Kapellen von Österreich, größer als 1000 Stifte und Klöster, fünfmal größer als alle Bischöfe Österreichs zusammengenommen, und dass diese zwei Juden tausendmal weniger tun für das Volk, als mancher geistlicher Herr, er mag wohl genährt sein oder nicht.“ Hier klatschten ihm einige Passagiere laut Beifall, während er kurz grüßend zur Türe trat. Ich benutzte die Gelegenheit, dem jungen Mann meine Anerkennung auszuprächen. „Hochwürden waren vielleicht überrascht, dass ich junges Blut die Angriffe etwas energisch pariert habe?“ „Gewiss! Und ich gratulierte dazu von ganzem Herzen!“ „O, es ist nicht der Mühe wert. Ich bin Mitglied der Marianischen Junglings-Kongregation in einem Wiener Bezirk. Erst jüngst hatten wir in einer Sektion für Redenübung eine Debatte über die Klöster auf der Tagesordnung. Daher mein bisschen Vertrautheit mit dem Gegenstand.“ Hier hielt der Zug. „Nos cum prole pia“, grüßte er beim Abschied. „Benedicat Virgo Maria!“ rief ich ihm erfreut nach.

(H. Opiz, Erlebtes und Erlauschtes.)

Aufgangs Oktober reisen wieder Postulanten in unser Missionskloster nach Afrika. Die Aufnahme-

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Ueberentlastung jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Krapp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Bedingungen finden sich im Vergissmeinnicht Nr. 2 Jahrgang 1907 und muss die Anmeldung bei der Missionsvertretung geschehen. Zwei Priester gehen auch mit als Postulanten.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Nürnberg, Roggenburg, Neustadt a. Saale, Wemding, Niedern, Überlingen, Kleinrederchingen, Nebelschütz, Altmühl, Wilhelmsburg, Niederbromm, Nagelsberg, Schliersee, Unterpeissenberg, Mannheim, Augsburg, Triberg, Viebau, Riegel, Hochheim.

Danksagungen

sind eingegangen aus: Neustadt a. Saale, Berlin, Triberg, Linz, Höglitz, Kolma.

Gebets-Empfehlungen.

Augenleidende. Um Geduld und Herzengesundheit. Nervenleidende. Gute Kindererziehung. Fortschritt im Lernen. Triumphlichte Standeswahl. Gutes Examen. Erlangung der Gesundheit. Magenleidende Frau. Um Glück und Segen im Geschäft. Um Frieden, Gesundheit und Einigkeit in der Familie. Für einen ungeratenen Sohn. Eine Heirat. Mehrere Anliegen. Mehrere Kranke. Glückliche Heirat. Ein Bruder in gemüthiger Ehe. Glücklicher Fortgang im Studium. Erkenntnis des Berufes. Jähzornige Tochter. Mehrere Ehepaare. Gute Kindererziehung. Erlangung des rechtmäßigen Erbteils. Kurzlichtige. Glückliche Lebensstellung. Ein tobsüchtiges Kind. Operationen. Um Kinderlegen. Glückliche Sterbefunde.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Trappistengemeinde, der Missionsschwestern, der schwarzen Kinder, der Neubefehrten und aller Leser des Vergissmeinnichts.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mehrbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Anna Holzinger, Traunfirschen. Max. Freiherr v. Freyberg-Eisenberg, Meran. Dr. Benedictus Sauer, O. S. B., Emmaus, Prag. Mathias Erjavec, Dechant, Wippach. Anna Polak, Olmütz. Herr Wiejauer, Oberengbach. Franz Schirmer, Ubbish. Herr R. Harzl, Mooskirchen. Franz Pohl, Hall. Emanuel Hansel, Igau. Rosina Ernst, Eger. Johann Luchler, Graz. Maria Leitner, Rohrbach. Rosina Marchel, Hirzbach. Franziska Pitslerer, Graz. Anna Marg. Schwab, Heroldsbach. Elisabetha Hartmann, Dößlein. Frau Krämer, Schönau. Witwe Kugler, Königsbach. Colonel Eugen Huberty, Brüssel. Magdalena Konrad, Kempten. Johanna Kempter, Kleinanbauden. Theres Weiß, Damenspitze. H. Lehrer, Cherle, Montlingen. Ferdinand Soniger, Bürkl. August Lütle, Probst, Fraustadt. Konrad Bauer, Pfr., Sulz. Josef Hartard, Fabrikatspräs., Zeislam. Elisabeth Illmeyer, geb. Lenz, Zeislam. Amandus Grein, Mondselb. Paulina Panther, Gengenbach. Hr. Pfarrer Wartmann, Rath. Frau Wv. Störl, Neheim. Elisabeth Verfürth und Hermann Verfürth, Mülheim (Ruhr). Rosa Klinenberg, Grapolt. Gertrud Gerhards, Conzen. Albert Meisterer, Lüttinghof. Johanna Hülsmann, Metelen. Johann Kubin, Helligenfeld. Hermann Chevalier, Schleiden (Eifel). H. José, Trier. Krl. Vogt, Köln. Frau Brandts, Hüls. Maria Schmitz, Ederen. Frau Wv. Biewes, Irrel. Elise Geschwindner, Glössingen. Alois Wanner, Erstein. Josef Adam, Ammerschweier. Wolfgang Herrnberger, Pattendorf.

Jubiläums-Festschrift.

Wir machen auf die im Verlage von B. Herder, Freiburg i. Br., erschienene Festschrift zum 25jährigen Jubiläum der Gründung des Trappisten-Missionsklosters Mariannhill, welches Ende Dezember gefeiert wurde, aufmerksam. Das Buch ist auf das prächtigste ausgestattet, sehr reich illustriert, und eignet sich ganz besonders zu Geschenken, ist auch von unseren Missionsvertretungen zu beziehen zum Preise von Mk. 4,50 — Kr. 5,40 — Fr. 6.—

NB. Der Reinertrag ist für die Mission bestimmt.

Abonnements-Einladung

auf das

Vergißmeinnicht pro 1909.

Wer das Vergißmeinnicht verbreitet
unterstützt unsere Mission
bei den armen Schwarzen in Afrika,
Hilft uns die **Heidenkinder** aufzunehmen,
sie kleiden, sie lehren, sie taufen,
Hilft uns Katholiken aus ihnen machen,
Er rettet unsterbliche Seelen
und tut somit ein wahrhaft
apostolisches Werk!

Deshalb hat auch der hl. Vater Pius X. wiederholt allen Wohltätern für Mariannhill den apostolischen Segen verliehen.

für die Verbreiter und Abonnenten des Vergißmeinnicht werden als Wohltäter unserer Mission alle Tage 2, oft 3 hl. Messen gelesen und bei 700 Trappisten und Schwestern schließen die mannigfachen Anliegen der Wohltäter in die täglichen Gebete und Kommunionen ein, ebenso die schwarzen Kinder.

Zur leichteren Verbreitung des Vergißmeinnicht findet sich anderseits eine Liste, wo man jede Person eintragen kann, welche ein Vergißmeinnicht wünscht und man sendet dann die Liste ganz oder teilweise ausgefüllt an die Missionsvertretung mit dem Abonnementsbetrag. Auf diese Weise ist es sogar Kindern möglich, für unsere Mission tätig zu sein. Am besten ist es, wenn man die Liste mit Probenummern, welche man gratis erhält, zirkulieren lässt!

Wir bestätigen ausdrücklich, daß unsere Beförderer bei der Verbreitung des Vergißmeinnicht nicht nur keinen Gewinn, sondern dafür viel Mühe und Verdrießlichkeit haben, was Gott ihnen lohnen möge.

Alle Anfragen und Bestellungen richte man an die im Vergißmeinnicht angegebene Missionsvertretung.

Vertretung der Mission Mariannhill.

! Probenummern gratis!

! Probenummern gratis!

Familienname	Taufname	Herr, frau oder fräulein	Stand oder Beruf	Möbeldorf	Poßt	Betrag
1						
2						
3						
4						
5						
6						
7						
8						
9						
10						
11						
12						
13						

Zuschlagsgewünschtes
 Oben verzeichnete Vergütungsmittel sind einzeln zu senden an jede Adresse,
 bitte zu strecken.
 " " " " " an den Unterzeichneten zu senden:

Hier folgt die genaue Adresse des Einsenders: